1

DISKUS

1962 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

12. JAHRGANG · JANUAR

D 2442 E Preis 50 Pf, Studenten 20 Pf

Foto: Abisag Tüllmann

Die nützliche Legende vom Mittelstand

Wenn die Bundesrepublik Anfang Januar wieder einmal einen Geburtstag Konrad Adenauers mit Pomp und Pressehymnen gefeiert hat, dann hat sie damit — sicherlich nicht bewußt — auch dem Symbol einer grandiosen sozialen Selbsttäuschung gehuldigt. Wie kaum ein anderer war und ist dieser Kleinbürgersohn geeignet, das zu „repräsentieren", was so herrlich schillernd „Mittelstand" heißt, obschon diejenigen, die sich gern so nennen hören, weder Stand noch Klasse sind.

„Keine Experimente!" — das ist mehr als ein Slogan, das ist ein Programm. Vom Sohn des kleinen Beamten zum Oberbürgermeister, ja, zum Kanzler: man macht sich verdient, und das Großbürgertum erteilt den Heiratskonsens gleich für den ganzen Clan. Wahrlich, ein „Leitbild" für Legionen junger „Mittelständler"!

Ist es ein Wunder, wenn soviel ehrwürdige Rüstigkeit den Eindruck erweckt, sie sei unsterblich? Und dennoch — wer von denen, die heute ihr Leben v o r sich haben, wird in fünfzig Jahren noch an Adenauer denken oder an das, was er verkörpert hat?

Dagegen wird in fünfzig Jahren vermutlich jeder Deutsche wissen, daß es auch im Jahre 1962, soziologisch gesehen, zwei Sorten Menschen gab: solche, die nichts zu verkaufen hatten außer ihrer Arbeitskraft und jene, die über die Arbeitskraft anderer die gesetzlich gesicherte Verfügungsmacht hatten.

Wie kaum ein anderes Schlagwort aus dem politischen Waffenlager hat der Begriffshomunkulus „Mittelstand" dazu beigetragen, die gesellschaftliche Wirklichkeit unserer Epoche zu vernebeln. Seit es gelungen ist, den Begriff des Proletariats, d. h. der Lohnarbeit, solange durch die Mühlen der Propaganda zu drehen, bis unten die gewünschte Vorstellung vom „ungewaschenen, ungebildeten und ungehobelten Proleten" herauskam — seitdem dürsten Arbeitnehmer aller Länder danach, zum „Mittelstand" zu zählen.

Seitdem der unaufhaltsame Prozeß der Konzentration des Kapitals dazu geführt hat, daß der größte Teil des kleinen Unternehmertums sang- und klanglos verschied; daß Gastwirte von Großbrauereien, Tankstellen von Erdölkonzernen, Lebensmittelhändler von Großeinkauforganisationen, Autohändler von Autofabriken, kleine Fabrikanten von Großabnehmern und Landwirte von staatlichen Subventionen auf Tod und Leben abhängen; seit dieser Zeit ist das Schlagwort vom „Mittelstand" das Panier geworden, das geschwungen wird, wenn die Interessentenklüngel des abgesunkenen Bürgertums nach staatlichen Eingriffen kreischen.

Dabei mutet es niemanden merkwürdig an, wenn dieselben Gruppen, die noch vor sechzig Jahren auf den sogenannten „freien Wettbewerb" schworen, ja, der Hort des Liberalismus waren und dem Staat bestenfalls die Nachtwächterrolle zubilligten, heute den gleichen Staat bemühen, um sich vor den Konsequenzen ihrer heiligsten Prinzipien zu bewahren.

Jetzt plötzlich wird der „Mittelstand" ein Wert an sich. Er ist der „Hort freiheitlicher Ideale" und der „Mutterboden für den Willen zur Selbstverantwortlichkeit" — deshalb wohl auch das Geschrei nach dem Naturschutzpark der Subventionen und Steuervorteile.

Widersprüche haben die Künder von Ideologien noch nie gestört. Ist jedoch der „Mittelstand" eine ideologische Kategorie, wem nützt sie dann?

Der entscheidende Nutzen des Mittelstands-Geschwafels fließt jenen zu, die ein Interesse daran haben, die Existenz von Klassen zu leugnen. Immerhin registriert das „Statistische Jahrbuch für die BRD", daß von allen Erwerbstätigen des Bundesgebietes, im Jahre 1960 mehr als 75 Prozent „Abhängige" waren, d. h. Arbeiter, Angestellte und Beamte — also Leute, die gezwungen sind, ihre Arbeitskraft zu verkaufen, um zu leben. Marx hat diese Leute „Lohnarbeiter" oder „Proletarier" genannt. Etwa 15 Prozent sind „Selbständige", d. h. Fabrikanten, Händler, Landwirte, Ärzte, Anwälte etc.

Die Zahl der „Mithelfenden Familienangehörigen" (rd. 10 Prozent) deutet darauf hin, wieweit es mit der „Selbständigkeit" der Mehrzahl der „Selbständigen" her ist, die wahrscheinlich als Kleinbauern und Einzelhändler eine Existenz fristen, die keinem scharfen Konkurrenzkampf standhalten könnte und überdies mit Plackerei und Überstunden auf Kosten des Lebensglücks der Familie erhalten wird.

Jeder Zweifel über die Klassenzugehörigkeit solcher quasi-proletarischen Existenzen wird am besten durch ihr Gegenbild beseitigt. So weist die deutsche Lohnsteuerstatistik von 1957 die stolze Zahl von 1369 „abhängigen" Arbeitnehmern (= Angestellten) auf, die ein Jahressalär von 100 000,— Mark und mehr hatten. In unserer Gesellschaft kann ein „Abhängiger" ein derartiges Honorar in der Regel nur dann erzielen, wenn er seine Talente ohne Skrupel in den Dienst der herrschenden Klasse stellt.

Die Einkommensteuerstatistik des gleichen Jahres verzeichnete 5514 Personen mit einem Einkommen von mehr als 100 000,— Mark jährlich; unter ihnen allein 153 mit mehr als einer Million pro Nase.

Die Kriterien, die hier zur empirischen Abgrenzung dessen benutzt worden sind, was man schwerlich anders als die „herrschende Klasse" bezeichnen kann, sind willkürlich gewählt und dienen lediglich der Anschaulichkeit, auf die die Gegner jeder kritischen gesellschaftlichen Theorie so gerne pochen. Jede der genannten 5514 Personen verfügte nämlich 1957 mindestens über das 20fache eines damaligen Durchschnittsjahreslohnes (knapp DM 5000,—), 153 Personen jedoch mindestens über das 200fache.

Es widerstrebt dem liberalen Harmonie-Schema von checks-and-counterchecks, die Existenz von einer Klasse von fünfzehn- oder auch fünfzigtausend Personen gegenüber einer zweiten Klasse von 53 Millionen Menschen anzuerkennen. Solche Zahlenverhältnisse riechen nach Aristokratie und laufen jeder „Pluralismus"-Legende zuwider. Dennoch ist dies unsere gesellschaftliche Wirklichkeit. Daß sie noch in dieser Form existieren kann, verdankt die Klassengesellschaft in nicht geringem Maße der Lüge vom „Mittelstand" und denjenigen Leuten, die sich gerne dafür halten.

Im gleichen Maße, wie die überwältigende Mehrheit des Besitzbürgertums von der wirtschaftlichen Entwicklung der letzten hundert Jahre überrollt und dezimiert wurde, im gleichen Maße haben sich bestimmte Schichten der mittleren und gehobenen Angestelltenschaft ihre Sporen als „neuer Mittelstand" verdient. Von hoffnungslos illusionären Aufstiegserwartungen angetrieben, zeichnet sich der größere Teil der deutschen Angestelltenschaft vornehmlich durch eine irrationale Abneigung gegen gewerkschaftliche Organisation und durch hohen Streikwiderstand aus.

So qualifiziert, werden diese Angestellten zu widernatürlichen aber logischen Partnern des absteigenden Besitzbürgertums. Arm in Arm fordern „alter" und „neuer" Mittelstand ihr Jahrhundert in die Schranken und werden zu nützlichen Bauern im Schachspiel der Fünfzigtausend um die Macht.

Schon einmal endete dieses Schachspiel mit einem Faustschlag auf das Brett. Ein einziger Blick in die Wahlstatistiken der Weimarer Republik zeigt, daß die Stammwähler der SPD und der KPD ihren Parteien bis zuletzt treu geblieben sind. Die Nazis und die sogenannten „Deutschnationalen" dagegen erhielten den entscheidenden Zulauf aus dem Reservoir der alten „Mittelstandsparteien".

Das Schlagwort vom „Mittelstand" dient auch in unserer Zeit nicht der Schärfung des politischen Urteils. Wo es fällt, da werden Privilegien gefordert oder Hilfstruppen geworben, und zwar bis in die Arbeiterschaft hinein, der man mit Hilfe der Preussag- und VW-Lotterie — mit unser aller Geld! — „Partnerschaft" vorgaukelt. Wie sagte doch Herr Wilhelmi so schön, einige Monate vor der Preussag-Tombola: Wir müssen dieses Werk privatisieren, „denn Eigentum macht frei!".

Hans Freienfeld

POLITIK · GOTT SCHÜTZE UNS VOR DER UNO? / JEDER HAT KEINE CHANCE / DIE TAUSEND ZÖPFE DER PHILOLOGIE / PLÄDOYER FÜR EINEN MÖRDER / DISKUS-WETTBEWERB 2 ■ HOCHSCHULE · VON DIECKMANN ZU McCARTHY / IST BONN DOCH WIE WEIMAR ■ FEUILLETON · DISKUS-UMFRAGE: 30 AUTOREN ANTWORTEN / ARGUMENTE 4: MAURICIO KAGEL: ANAGRAMA / KARL RIHA: GREGOR / ROUL TRANCHIRER: DER FEIERTAG DES SCHUTZMANNS

Vicky in New Statesman

Gott schütze uns vor den Mördern der UNO

„Gott schütze uns vor den Totschlägern der UNO" so überschrieb die Deutsche Soldatenzeitung vom 22. Dezember 1961 einen Artikel über die Vorgänge in Katanga und die katholische Studentenzeitung „initiative" brachte eine belgische Karikatur als Titelbild, auf der ein monströser UN-Panzer ein Missionshaus, ein Krankenhaus und andere Häuser zusammenfährt. Wären es diese Zeitungen allein, so würde das noch nicht bedenklich stimmen, aber auch andere stimmen in den Chor gegen die UNO mit ein: die abendländischen Blätter Christ und Welt, Neue Presse und Bild, aber selbst auch die Londoner Times und das amerikanische Newsweek.

Warum auf einmal eine so harte Kritik an der UNO, der man von allen Seiten bescheinigen will, sie habe ihre Funktion als ausgleichender Faktor verloren? Es ist notwendig, sich zunächst einmal die historischen Daten ins Gedächtnis zurückzurufen, Daten, die nur noch von wenigen unabhängigen Zeitungen wie etwa „Die Zeit", „Observer", „Guardian" und „L'Espresso" gebracht werden.

Als am 21. Februar der Sicherheitsrat beschloß, alle Söldner, politischen und militärischen Berater zum Verlassen Katangas zu zwingen, stimmte auch Großbritannien dafür. Conor O'Brien, der zurückgetretene UNO-Beauftragte für Katanga, zeigte jedoch schon wenig später auf einer Pressekonferenz das Doppelspiel Englands auf, das durch Druck auf den amerikanischen Verbündeten und Hammarsjöld die Aktionen zu verhindern suchte. So gelang es England durch verschiedene Formen von Obstruktion, den Beginn des UNO-Unternehmens um zehn Tage zu verzögern, lange genug für Tschombé und die Union Minière, sich genügen vorbereiten zu können, und die UNO-Aktion schlug fehl. Hammarskjöld unternahm daraufhin einen letzten Versuch – er wollte persönlich mit Tschombé sprechen – aber nicht einmal sein Flugzeug war sicher vor den katangesischen Söldnern – dieser Flug kostete ihm das Leben.

Welche Gründe bewogen die englische Regierung, sich der Haltung Belgiens und Frankreichs anzuschließen und sich für die Verteidigung Tschombés und seines sezessionistischen Regimes einzusetzen? Einer der engsten Freunde Tschombés ist der Ministerpräsident von Rhodesien, Sir Roy Welensky. Als weitere Freunde gelten Lord Salisbury, einer der einflußreichsten Männer in der konservativen Partei und enger Freund Welenskys, Lord Landsdowne und Captain Charles Waterhouse, damals das Haupt der Suezrebellen, des rechten Flügels der Konservativen. Die wichtigsten Propagandaorgane des „Katanga-Lobby" sind die Zeitungen des Lord Beaverbrook, an der Spitze der „Daily Express", der seine Diffamierungskampagnen nicht auf Deutschland beschränkt, sondern auch von Anfang an systematisch gegen Conor O'Brien und die UNO richtete.

Die wichtigste Stütze für Tschombé sind die Bergwerksgesellschaften und Finanzunternehmen mit Investitionen in Katanga, die die notwendigen Mittel für die Politiker und die Presse zur Verfügung stellen. Als erste die Union Minière du Haut Katanga, die in diesem Jahr 300 000 Kubikmeter Kupfer (acht Prozent der Weltproduktion) produzierte. Sie stellt 80 Prozent des Einkommens der Regierung von Katanga. In ihren Fabriken werden Waffen, Munition und sogar gepanzerte Wagen für Tschombés Söldner hergestellt, und in vielen Fällen hinderte die Union Minière die UN daran, ihnen bekannte Söldner auszuweisen, indem man sie als Union-Angestellte deklarierte.

Die Union Minière wird von belgischen, englischen, französischen und amerikanischen Interessen kontrolliert, der größte Teil davon von der Societé Générale de Belgique, dem größten Finanzkomplex von Belgien, ein anderer Teil von der Belgo-American Developement Corporation, geleitet von dem pensionierten Admiral Alan Kirk, ehemaliger amerikanischer Botschafter in Belgien. 14 Prozent der Aktien gehören der Tanganyka Concession Limited, einer englischen Gesellschaft, deren Präsident der bereits erwähnte Captain Charles Waterhouse ist, das geistige Haupt von ungefähr 120 konservativen Abgeordneten; ein beträchtlicher Teil der Aktien der Tanganyka Concessions gehören schließlich der British South Africa Company, in deren Aufsichtsrat Lord Salisbury sitzt.

Tschombé ist so sehr gut in der Lage, seine Söldnerarmee zu bezahlen: die belgischen, südafrikanischen, rhodesischen und französischen Abenteurer erhalten bis zu 3000 DM im Monat plus „Kampfgeld" und anderen Zuwendungen. Neben diesen Söldnern unterhält Tschombé noch einen großen Beraterstab.

Hält man sich diese Daten vor Augen, so werden pathetische Bemerkungen von Volkskrieg und zweitem Ungarn zweifelhaft, zumal unter ihren lautesten Vertretern Leute wie Waterhouse sind, die einen Suez-Überfall inszeniert hatten und deren handfeste Interessen in Katanga allzu manifest sind.

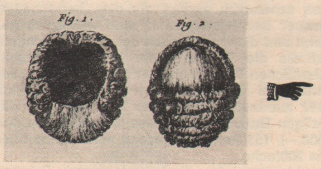
Was aber mag unsere konservativen Journalisten und Politiker veranlassen, sich zu begeisterten Helfern jener Leute zu machen? Sie sprechen von Greueltaten der UN und stützen sich dabei auf die bezahlten Informanten der Union Minière oder auf Berichte eines Beobachters amerikanischer Rechtskreise, Leute, die auch den UN-Kinderhilfsfond (UNICEF) ablehnen, weil er a l l e Kinder (und somit auch die Kinder von Kommunisten) vor dem Verhungern bewahren soll. Die Berichte der Augenzeugen, daß die Verluste der Zivilbevölkerung besonders dadurch entstanden, daß die Söldner Tschombés ihre Stellungen mitten in den belebten Stadtvierteln aufbauten, bleibt unerwähnt.

Gerstenmaier stimmt ungeniert in den Chor der Diktatoren Franco, Salazar, Chrustschow und Verwoerd mit ein, die behaupten, die Vereinten Nationen seien am Ende. Der Wunsch danach muß so stark sein, daß sie völlig die Arbeit der UN übersehen, die etwa in den Unterorganisationen wie UNESCO, WHO, FOA oder UNICEF geleistet wird; eine Anstrengung zur Beseitigung von Not, Unwissenheit und Kriegsgefahr, wie sie in der Geschichte der Menschheit noch nie zuvor unternommen worden war.

Die katholische Studentenzeitung „initiative" deutet an, daß diese Arbeit der UN unnötig sei, da es doch den „Schöpfergott" gäbe. Auch Salazar hat „Gott" auf seine Fahnen geheftet, auf jene Fahnen, die er 1945 aus Trauer um seinen Freund Adolf Hitler auf Halbmast setzen ließ. „Gott schütze uns vor den Mördern der UNO"? Wer schützt uns vor dem Gott der Deutschen Soldatenzeitung, eines Salazars und anderer? Vielleicht ein Gotteslästerungsprozeß?

H. F. / EMK

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
FFM · BÖRSENSTR. 2-4 · TEL. 21494



Die tausend Zöpfe der Philologie

Die Pädagogische Provinz · 3

Ein Wissen, welches sich auf seinen „Nutzen" oder seine „Brauchbarkeit" für das „private Leben" prüft, nimmt den Kopf als Schubkarre, das Examen als Sprungbrett in Ehe und Beruf, den diktierten, in Prüfungsordnungen niedergelegten Anlauf als eine aufgenötigte Gliederbewegung: die plötzlich gewonnene Freiheit macht sich in Reisen Luft, nicht selten finanziert durch den Verkauf nun abschiebbarer Lehrbücher. Während meines Praktikums an einer Frankfurter Höheren Lehranstalt fand ich an der Innenseite der Tür zum Lehrerzimmer den Anschlag: „Das Kollegium trifft sich morgen (20 Uhr c. t.) zum gemeinsamen, monatlichen Kegelabend". Die Anstrengung, die den Höhenflug ins zehnte, elfte oder zwölfte Semester trug, verpufft, sickert dem zum Junglehrer Aufgerückten ins Handgelenk und läßt sich in die Roll- und Drehbewegung der (ruhigen) Kugel umsetzen: er findet die Stummel von Flügeln, das „Erlebnis" der Universität in seinem Rücken – und nicht die Übersetzung für jenes Stück Teilhabe am Wissenschaftsbetrieb, dem er sich für einige Zeit verschrieben hatte. Die bekannte Einrichtung eines zweijährigen Referendar-Dienstes als Polster zwischen Studium und Anstellung ist hier der Niederschlag eines schlechten Gewissens: der Rekonvaleszent berechnet den Wert dieser Institution nach der Gehaltsdifferenz zum späteren Assessoren-Verdienst in so und so viel Deutschen Mark.

Spätestens nach dem zweiten oder dritten Semester entdeckt der werdende Philologe, der als ein Liebhaber der „schönen Kunst", als ein Verehrer Thomas Manns vielleicht oder André Gides die Universität bezog, daß die deutsche Literatur nicht bei Martin Luther, Johannn Wolfgang Goethe oder Bert Brecht, die französische nicht bei Balzac, Flaubert oder Jean Paul Sartre und die englische nicht bei Shakespeare oder T. S. Eliot beginnt: neben seinen eigenen poetischen Versuchen und Probierstücken legt er vorderhand auch sein vitales Interesse für den Gegenstand, weil er es als Verführung und Irrweg erkennt, beiseite, wie er das Briefmarken-Sammeln zu einem gewissen Zeitpunkt aufgab. Er fängt an, Sprach- und Literatur g e s c h i c h t e zu treiben, versieht sich mit den notwendigen wissenschaftlichen Hilfsmitteln und anerkennt den Studienplan mit seinen Auflagen an Seminarübungen im Altdeutschen, Altfranzösischen und Altenglischen, die Bestimmungen über Zwischenprüfungen und Klausuren als eine Fügung Gottes oder: einmal in Gang gesetzt, angeworfen, arbeitet er drauf los, kokettiert vielleicht mit dem Einhalt „Was ist die Anwendbarkeit von alledem? Ich meine . . .", schäkert vielleicht mit jener kuriosen, aber wie kurablen Antipathie gegen „totes Wissen" – und weiß, daß für das Staatsexamen mit der Wahlmöglichkeit eines „Lieblingsdichters" der anderen Neigung, dem freien Wunsch, Rechnung getragen worden ist. Der „Lieblingsdenker", den man für das Philosophicum zu entdecken hat, korrespondiert offen, doch Dichtung ist Dichtung und Philosophie ist Philosophie, – endlich entscheidet, wenn nicht der zufällige Stich des Zeigefingers, die Abwaage der vermutlich notwendigen Kraftanstrengung, das Maß der etwa anfallenden Lektüre (Originaltexte plus Sekundärliteratur), die prüfungspsychologisch wichtige Spekulation auf das professorale Mienenspiel den Zugriff: Descartes ist besser als Hegel, Goethe ist heller Wahnsinn, für das Ottonische Zeitalter liegen die wenigsten Quellen vor, Professor X mag Kleist und die Novelle.

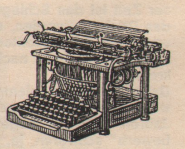
Warum sind die Sportlehrer an der Schule unter den Schülern die beliebtesten? Warum ist die Einrichtung eines Lehrstuhles für Poetik (an der Frankfurter Johann Wolfgang Goethe-Universität) trotz ihrer viel besprochenen Problematik eine immanente Kritik am gängigen Wissenschaftsbetrieb – welches Mißbehagen schafft sich in dieser Institution Ausdruck? Dem Studenten der Philologie soll, das ist die Absicht, bevor er durch sein Examen schreitet, ein Türspalt ist das, was man das weite Feld der Forschung nennt, geöffnet werden – ist die Kritik, welche er rückblickend aus seiner Beamtung an dieser seiner Ausbildung übt, legitimiert? Er erinnert sich vielleicht der Anfänge seiner Studien, an jene ersten, zweiten und dritten Seminarübungen, die er belegt hatte, an jenen gelegentlichen Versuch, ein Loch für seinen bescheiden gehobenen Zeigefinger zu finden („dies und das ist, soviel ich weiß, ein bisher unberücksichtigter Aspekt"), er erinnert sich vielleicht an jene, ihm ans Herz gelegte, und doch durch den Usus zweier Lehrstühle irgendwie wieder aufgehobene Nötigung, bewandert zu sein im alten und neuen Teil seines Fachgebietes, im Gesamt der deutschen, französischen und englischen Literatur von ihren Anfängen herauf, – vielleicht gedenkt er jener Symbiose, in die er mit seinem Lehrer einging, und dieser Herübernahme seiner den Grammatiken und Vokabularien abgewonnenen Lernmethode auf jenen. Ist es wahr und was ist wahr daran, daß er zu einem Spiegel wurde, der in fremdem Licht- und Morsezeichen badete, daß er zum gespitzten Bleistift und zum gespitzten Ohr wurde, sich ein fremdes Denken und Sprechen borgte, daß er nur lebte, solange er meinetwegen dem allgemeinen Puls- und Herzschlag der Forschung angeschlossen war, – stimmt es, daß er jetzt, plötzlich in die Rolle eines Vermittlers gedrängt, vor eine Schulklasse gestellt, nicht weiß, womit er seinen Anspruch auf Autorität, den ihm die Sache nicht liefert, begründen soll und deshalb dem autoritären Gehabe seiner Person verfällt, daß er mit einmal für einen Teil dessen, was er sich mühsam an Kenntnissen im Gotischen, Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen etwa erarbeitet hat, das Wort „Wust" findet, orchestriert von jenem Paukenschlag, mit welchem ihn der Referendar-Dienst unter seine Fittiche nimmt: „Meine Herren, sie mögen an der Universität ganz gescheit geworden sein, aber von den Bedürfnissen und Anforderungen, welche die Schule an sie stellt, haben sie keine Ahnung!"

Im Extremfall kann heute ein Staatsexamenskandidat der Germanistik zum Beispiel (das heißt aber doch: ein zukünftiger Lehrer des Deutschen) seinen Leistungs- und Befähigungsnachweis zu rund fünfundsiebzig Prozent mit Wissen aus dem Altdeutschen bestreiten (schriftliche Hausarbeit: wahlweise über ein Thema der alten oder neuen Literatur; Klausur: Althochdeutsch; mündliche Prüfung: zu je fünfzig Prozent über das alte und neue Gebiet), – einem Wissen also, das er auf der Schule (in seiner Anstellung dann), der Verordnung des Lehrplanes entsprechend, kaum anwenden kann.

Was steht an? Zu welchen Folgerungen oder Schlüssen oder Maßnahmen zwingt jener altbekannte Kalauer vom „Schüler Y, der bei der Johanna von Orleans schläft"? Wo ist der Zahnkranz, den man ausschleifen müßte, welches Rädchen müßte man auswechseln (ist es damit getan, daß man das Altdeutsche, das Altfranzösische oder Altenglische vom Ausbildungsplan des Lehrers streicht – was übrigens, wie mir ein loser Vogel zuflüstert, da und dort schon geschehen sein soll), sollte man eine neue Maschine anschaffen oder tuts neuer Lack? – eine Menge Treibriemen ist (noch) in Bewegung. Liegts am Lehrstuhl oder am Lehrerstuhl? – setzen wir uns auf den Boden und begnügen wir uns mit dem Hinweis, daß (1.) die Geisteswissenschaften Geschichtswissenschaften sind und anders als die Naturwissenschaften auch die „Kuriosität" als ein Mosaiksteinchen zu vermerken und zu registrieren haben und daß (2.) den schulischen Interessen und Instanzen mit einem Schulmann als Beisitzer im Staatsexamen Genüge geleistet ist.

Luigi Alba

Leserbriefe



SDS retour zu den Vätern!

Unter diesen Titel brachte DISKUS in der letzten Ausgabe einen Beitrag zur 16. Delegiertenkonferenz des SDS in Frankfurt a. M. Es muß dazu festgestellt werden, daß natürlich das neue Aktionsprogramm des SDS ohne weiteres Mängel und Schwächen aufzuweisen hat. In dieser Sache wäre es besser gewesen, wenn sich die Delegierten erneut für das Godesberger Programm ausgesprochen hätten, denn allein dies hätte einer Wiedervereinigung des SDS mit dem SHB nützlich sein können. Trotz alledem ist zu hoffen, daß der neue SDS-Bundesvorstand wieder normale Verhältnisse zur SPD herstellt, denn nur die SPD, auch wenn diese viele Schwächen in ihrer Politik aufweist, ist in der Lage, die Verhältnisse der westdeutschen Arbeiterschaft durch ihr Programm zu ändern. Das kann man von der DFU nicht erwarten, denn sie kann die Gesellschaftsformen nicht ändern, eben weil diese Friedensunion eine Gemeinschaft aller Schichten der westdeutschen Bevölkerung vertritt. Am Schluß dieser Beurteilung wäre es nur zu hoffen, daß der SDS auch weiterhin seine Unabhängigkeit gegenüber der DFU verteidigen würde, denn nur solche Schritte dienen der Entspannung mit der SPD und dem SHB.

Rolf Ficker, Hannover-Kirchrode

Prager Impressionen 1961

Der Bericht von Herrn Reiner Diederich im letzten DISKUS erinnerte mich an das Programmheft „Sommer- und Herbstreisen für Studenten 1961" des Heidelberger AStA-Referats für Auslandsreisen. Darin kann man auf Seite 24 lesen: „Prag ladet Sie mit all seiner Schönheit und seiner Gastfreundschaft zu diesem Besuch ein." Wirklich? Auf der nächsten Seite findet man folgende Bemerkung: „Studenten aus dem Sudetenland müssen wir leider auf Anordnung der Behörden von der Teilnahme ausschließen."

Es ist bedauerlich, daß sich der AStA auf eine solche Bedingung eingelassen hat. Bekanntlich ist die Solidarität der deutschen Studenten gegenüber den Kommilitonen aus der Zone, aus Algerien, Persien oder sonstwo großartig und völlig selbstverständlich. Meines Wissens ist die CSR das einzige Land, mit dem das Reisereferat des AStA eine solche Ausschlußbedingung vereinbart hat. Herr Diederich empfiehlt am Ende seines Berichtes: „Wir sollten auf die Ansprüche verzichten . . .". Er hätte zu diesem Land eine andere Beziehung, wenn er in Eger, Reichenberg oder Troppau geboren worden wäre. Wahrscheinlich hätte er dann nicht diese Meinung in einer großen deutschen Studentenzeitung vertreten. Es ist bequem, die Ansprüche anderer in großzügiger Weise preiszugeben . . . für einen freundlichen Händedruck. Die besagten Behörden dürften mit dem Ergebnis der letzten Prager Herbstreise der deutschen Studenten zufrieden sein.

Dr. Ernst Bernhauer, Wiesbaden

Ich studiere seit November in Frankfurt und will in das Höhere Lehramt. Können Sie mir sagen, wie ich es anfangen soll, mich auf das Philosophicum vorzubereiten? Das ist hier alles so verwirrend

stud. phil. Helga S.

Ich bitte, davon abzusehen, mir den DISKUS zu schicken: ich bin nie Ihr Abonnent gewesen und werde es aller Wahrscheinlichkeit auch nie werden! Haben Sie sich schon einmal überlegt, a) ob Ihr Blättchen konstruktiv ist b) was uns fehlen würde, wenn es nicht existierte?

Hermann Hummel, München

Seit zwei Jahren versuche ich den DISKUS abzubestellen; bitte schicken Sie mir Ihre Zeitung nicht mehr zu. Ich bin 80 Jahre alt und habe keine Verwendung mehr für Ihr Blatt.

Albert Methfessel, Kassel

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Erscheint monatlich außer März und September.
Herausgeber: Norbert Ely, Alexander Gockel, Peter Milger, Peter Schafmeister, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Alexander Gockel (Kulturpolitik), Wolfgang Vogel (Ausland), Malte J. Rauch (Politik), Ror Wolf (Feuilleton).
Verlagsleiter: Hans-Walter Siebert, Vertrieb: Siegfried Bartels
Redaktionsgeschäftsführer: Klaus Scheunemann
Anzeigenredaktion: Wolf Calebow. Zur Zeit gilt Preisliste Nr. 5.
Anschrift der Zeitung: Frankfurt am Main, Mertonstraße 26–28, Telefon 77 06 43 188.
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240 964 (Anzeigenredaktion). Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158. Commerzbank Nr. 42 197 (Vertrieb).
Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS, Nachdruck nur mit Erlaubnis der Redaktion.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Abonnements zum Preis von DM 6,– jährlich (Studenten DM 3,–) nimmt der Vertriebsbeauftragte, Adresse wie oben, jederzeit entgegen.
Druck: Graphische Werkstätte Offenbach (Main), Schäferstraße 12, Telefon 8 15 18.

Nicht rot, eher tot

Daß die Entwicklung der Demokratie in Deutschland wenig Anlaß zu Optimismus gibt; daß der Gleichschritt der SPD mit den Regierungsparteien sie weiter schwächt; daß der Parteiausschluß der sozialistischen Studenten und der sie fördernden Professoren ein höchst beunruhigender neuer Zug in dieser Entwicklung ist, wer könnte es bestreiten.

„Dieser Beschluß soll ein Sozialistische Studentenorganisation treffen, die seit vielen Jahrzehnten an den deutschen Hochschulen zu freier Diskussion im Geiste der Demokratie, des Sozialismus und liberaler Humanität zusammengeführt hat. Er beruht auf einer Manipulation autoritär denkender Kräfte. In einem freiheitlich demokratischen Rechtsstaat und einer parlamentarischen Demokratie führt diese Tendenz unvermeidlich zu einer schweren verfassungspolitischen Gefahr."

Die Aussage der Sozialistischen Förderergesellschaft erhält ihr Gewicht nicht zuletzt durch die Person ihres Vorsitzenden, Prof. Dr. Wolfgang Abendroth. Daß seine Bekenntnisse keine Lippenbekenntnisse sind, hat er zweimal schon bewiesen. Unter den Nationalsozialisten zog er Zuchthaus und Strafbataillon der bequemen Anpassung vor; unter Ulbricht blieb er in der verbotenen SPD, bis er schließlich zur Flucht gezwungen wurde.
Aber diese unter Not und Elend erworbene Rüstung macht ihn nicht gesellschaftsfähig in der Bundesrepublik; andere werden Staatssekretäre, Parteivorsitzende, Außenminister und so fort, andere die ihre Blößen nur mit jenem dürftigen selbstgebastelten Feigenblatt der „inneren Emigration" bedecken können. Abendroth wird aus der SPD ausgeschlossen. Doch in dieser bedrückenden Situation liegt zugleich auch der Rest Hoffnung, der geblieben ist. Der SDS und seine Freunde hätten sich fügen können, sie hätten eine Beschränkung ihrer Meinungsäußerung in Kauf nehmen können, um der Protektion und der finanziellen Unterstützung einer der großen Parteien willen. Die das taten waren nur wenige, und sie haben sich mit ihrem neuen Verband zu Recht zum Gespött der Studenten gemacht. Die große Mehrzahl verzichtete auf das patriarchalische Wohlwollen der „großen Leute" und auf ihre Zuwendungen. Der SDS druckt seine Zeitungen und Pamphlete dafür nicht mehr auf Kunstdruckpapier; die grobe Saugpost aus den ersten Anfängen nach dem Krieg muß wieder hergenommen werden. Doch es bekommt ihm gut. So gut, daß die anderen politischen Studentenvereinigungen überlegen, ob sie nicht auch aus ihrer vor Obrigkeit und Bundesjugendplan gebückten Haltung sich etwas strecken sollten. Der LSD und ISSF haben damit begonnen. Wenn auch der RCDS von diesem frischen Wind ergriffen würde, dann hätten wir wahrlich der SPD zu danken.
Vorerst bleibt aber nur der Beifall ihrer politischen Gegner; bei solchem Beifall fragte der englische Sozialist Ernest Bevin einmal: „bin ich denn so im Unrecht?" Die SPD scheint sich in ihrem Run zur Macht bei diesen Fragen nicht aufhalten zu wollen.

Malte J. Rauch

Jeder hat keine Chance

Die Bundesregierung fordert für sich Mittelstreckenraketen, schutzverheißende Regierungsstellen animieren schutzsuchende Optimisten zu emsiger Geschäftigkeit, die amerikanische Moraltheologie veranstaltet Preisausschreiben nach einer praktikablen Atom-Ethik. Was bereitet in unseren Bewußtsein einen Atomkrieg vor? Hat er schon begonnen?
Weniger ihre Originalität als die Notwendigkeit ihrer ständigen Wiederholung machen folgende Thesen zur Frage unseres Bewußtseins von der Bombe aktuell:

1. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Im Bewußtsein der Bevölkerung reift der Atomkrieg.

Mit verstopften Ohren gehe ich am Mittwoch, den 10. Januar 1962 durch die Straßen Göttingens, um die 23 Sirenen nicht zu hören. Für zwölf Uhr ist in Niedersachsen Probealarm angesetzt, die erste Luftschutztrockenübung, erstes Training für die große Hysterie.
Werden die Sirenen die alte eingeschlafene Angst wieder wecken? Die Angst vor den taghellen Nächten, den Bombenangriffen auf die großen Städte? Wird die Angst sich gegen diejenigen wenden, die uns die Notwendigkeit einer atomaren Selbstverteidigung, eines atomaren Selbstmords, einreden wollen? Oder werden die Sirenen nur anzeigen: Es ist wieder soweit, zieht die Köpfe ein!
Dann sind wir erneut unversehens vor vollendete Tatsachen gestellt, ohne zu wissen, welche Ursachen sie haben und welche Folgen. Aber so schlimm kann es nicht werden, denn „jeder hat eine Chance" verspricht das Bundesinnenministerium. Aber

2. Wir lügen nicht mehr mit Worten, wir lügen durch Verschweigen!

Ein abendlich-freundliches Blau, vermischt mit einem tröstenden Rot, aus beiden erblüht wie eine Rosenknospe ein Atompilz: „Wir können überleben" nennt sich diese Idylle auf der Titelseite einer deutschen Zeitschrift (Kristall, 1961, Nr. 23). Unser Bewußtsein, soweit es politische Fragen angeht, wird von der Presse weitgehend manipuliert; ohne, daß wir es merken, schleichen sich die Lügen ein im Gewand von Halbwahrheiten, von technischen Fakten, deren soziale Hintergründe und Verbindungen nicht mit genannt werden, von Vereinseitigung, von Auflösung des Weltzusammenhangs. Die verantwortungsbewußten Gegenstimmen sind verglichen mit der Auflagenhöhe der Boulevardpresse sehr dünn. Mit ihr verbündet hat sich die Regierung, die die gleiche Verharmlosungsstrategie betreibt. (Broschüre „Jeder hat eine Chance", hrsg. vom ZB, Bad Godesberg, Nov. 1961.)
Wir können überleben? Vielleicht, einige, alles andere entzieht sich der Prognose. Sicher ist die Auflösung der demokratischen Lebensform und die — zur Wiederherstellung einer notdürftigen Ordnung — zwangsmäßige Rückkehr zur Diktatur von innen oder außen, das Ende dessen, was wir unter Freiheit und Menschenwürde verstehen. Dem aber gilt gerade unsere Verteidigung. Was wir schützen wollen, geht verloren. Dabei ist es gleichgültig, ob der Atomkrieg als totaler oder begrenzter Krieg geführt würde. Denn

3. Je geringer die Hoffnung, desto größer die Illusion. Ein „kleiner" Atomkrieg ist nur eine gestundete Totalvernichtung,

sofern man unter Totalvernichtung die Auflösung aller Ordnung versteht und sie nicht auf das physische Leben einengt. Mitte Dezember 1961 überraschte der „Washington Star" mit der Nachricht, die amerikanische Strategie habe sich umgestellt: man wolle nicht mehr die Bevölkerung des Gegners vernichten, nur seine wichtigen Zentren. „Wenn der Feind die amerikanischen Städte verschont, werden wir seine schonen. Wenn er unsere zerstört, werden wir in gleichem Maße Vergeltung üben." Diese städteschonende Strategie bringt dem Gegner immerhin einiges Vertrauen entgegen, sie soll die Gefahren eines örtlichen Konflikts deutlicher machen, und endlich stützt sie die Bunker-Industrie, da die Selbsteinkellerung sinnvoller wird, wenn die Wohnzentren vom „Verbomben" eingespart werden.

Auf das politische Bewußtsein der Bevölkerung bezogen, heißt das: der Atomkrieg wird zwar immer noch nicht angenehm, aber man findet sich eher mit ihm ab, da er so wieder zu einem „Instrument" wird. Die Chance zu überleben wird von jedem so ernst genommen, daß er — im Gegensatz zu früher — nicht mehr die Vernichtung als gesetzt nimmt und das Überleben als Ausnahme, sondern umgekehrt argumentiert.

Die Verabsolutierung einer Minimalchance ist politisch gefährlich, sie leistet dem Krieg Vorschub. Schließlich ist es gleichgültig, ob ein begrenzter, sehr notdürftiger Luftschutz vor der Bombe möglich ist, ob eine Neutronenbombe nur Menschen vernichtet, die Welt aber unbeschädigt läßt. Die Antwort auf die Atombombe als umfassendes geschichtliches Phänomen kann nicht technisch — durch Luftschutzvorkehrungen — gegeben werden, sie erfordert eine politisch adäquate Konzeption. „Wir brauchen eine wesentlich neue Denkungsart, wenn die Menschheit am Leben bleiben soll." (Einstein).

4. Was heißt Moral? Wo beginnt die Unmoral?

„Jetzt sind die Nationen zur Moral gezwungen" folgert der amerikanische Nobeltpreisträger Linus Pauling aus der Möglichkeit der Totalvernichtung. Beginnt die Unmoral erst beim Abwurf der Bomben oder beginnt sie dann, wenn ein Staat seine Bürger aus taktischen Erwägungen unzureichend informiert, wenn eine Presse Mahner boykottiert und diffamiert?

Die Unmoral beginnt, wenn Chrustschow bereit ist, für politische Zwecke das äußerste Risiko einzugehen, sie beginnt, wenn Franz-Joseph Strauß auf dem Eucharistischen Kongreß 1960 fordert, daß die Waffen wieder in die richtigen Hände kommen müssen gegen den Unglauben, ohne hinzuzusetzen, daß diese Waffen nur in falschen Händen sein können.

Sie beginnt, wenn die USA einen japanischen Dokumentarfilm über Hiroshima beschlagnahmen, oder deutsche Interessenten alle Kopien von „Die Kinder von Hiroshima" aufkaufen. Die Unmoral manifestiert sich im „Kalten Krieg" dem Vorfeld des Atomkriegs.

In der neuen Strategie des „begrenzten" Atomkriegs soll die Bombe militärisch relevant gemacht werden. Das militärische Denken überwandt die politische Einsicht. Der Krieg ist wieder möglich, während uneingestanden klar war, daß der Krieg kein Mittel der Politik mehr sein kann. Am Anfang des NATO-Konferenz-Kommuniquees steht, die Allianz wolle Abrüstung und den Frieden, aber die Sowjets vereitelten beides ständig, deswegen müsse die NATO eine vierte selbständige Atommacht werden, d. h. also Frankreich und Bundesdeutschland müssen Mittelstreckenraketen haben, um ein selbständiges Abschreckungszentrum zu bilden. Aber auch mit taktischen Atomwaffen ist eine Verteidigung unmöglich, da der Gegner dank seiner „harten Atombasen", die unverwundbar sind, für den totalen Gegenschlag hinreichend Zeit hat. So dient die neue Strategie der Irreführung, der Verfestigung der Fronten, ist deswegen politisch verhängnisvoll. Der Wehrexperte, Adalbert Weinstein, mutmaßt, im Falle einer atomaren Erpressung Mitteleuropas durch sowjetische Mittelstreckenraketen könne sich Amerika zurückziehen, da es nicht unmittelbar betroffen sei. „Schon darum muß das atlantische Europa drängen, Verfügungsgewalt über das Atom zu erhalten, über eine atomare Kraft, die selbst das Zentrum des Kommunismus in Schach zu halten vermöchte." Dieses ideologische Gegensatzdenken ist der Kernpunkt heute von Ost und West praktizierter Unmoral, es ist das Herz des „Kalten Krieges". Weil ich einen Atomkrieg nicht mehr vor der eigenen Bevölkerung rational rechtfertigen kann, etwa in dem Sinne, daß ich nach Erreichung bestimmter Ziele mit dem potentiellen Gegner Frieden schließen werde, setze ich den Gegner nicht mehr als Feind, sondern identifiziere ihn mit dem schlechthin Bösen auf der Welt, mit dem es keine Versöhnung gibt und geben kann. Damit versperre ich die Wege zu Verhandlungen mit diesem Gegner, da sie Aufweichungscharakter hätten. (Darauf weist besonders G. Burkhardt hin, Frankfurter Hefte 1959, Sept./Okt.). Aus diesem Teufelskreis löst sich weder Ost noch West.

5. Die Atombombe fordert eine Überwindung des ideologischen Gegensatzdenkens auf beiden Seiten und eine radikale Abwertung des Prinzips „Macht".

Dem steht vieles im Wege, bei uns in Deutschland ein Bestreben, das den Weg der Bundesrepublik seit ihrer Gründung auszeichnet. Wir wären gerne eine große Macht, wir sind eine Macht von Gernegroßen, deren moralisches Bewußtsein und deren politische Phantasie Jahrzehnte hinter den ihnen in die Hand gegebenen Machtmitteln zurückstehen. Deswegen ist die Bundesregierung gegen ein disengagement in Mitteleuropa und für eigene Atomraketen, deswegen torpedierte sie den Rapacki-Plan. Strauß sprach das verklausuliert in einer Washingtoner Rede vom Herbst 1961 aus: die Souveränität eines Staates hänge von seinem Mitbestimmungsrecht bei Atombomben ab, resp. vom Besitz solcher Waffen.
Wir müssen vom strategisch-militärischen Denken zum politischen zurückfinden. Das erfordert die Beendigung des „Kalten Krieges", der ideologischen Versperrung. Wir dürfen uns weder von dem salaminischen Retterpathos eines Bayern blenden noch von Chrustschows Megatonnen-Protzerein einschüchtern lassen. Beide Haltungen sind gleich zynisch und hinter den Erfordernissen der Zeit zurück. Denn es geht um Vertrauen ohne Nachgiebigkeit, Bewußtsein ohne Argwohn, Politik ohne Krieg.

Martin Baethge

Gott mit uns

Der Verteidigungsminister glaubt an die Wiedervereinigung. Aber er ist auch Tatmensch, und so glaubt er nicht nur, sondern er betreibt auch die Politik der Stärke. Nun hat er offenbar unlängst erkannt, daß Kraftmeierei allein nicht taugt, weil der oberste Sowjetmensch rücksichtslos bei seiner eigenen bleibt. Strauß, dem man ja Intelligenz nachsagt, besinnt sich nun auf Möglichkeiten innerer Aufweichung.

So rief er den Soldaten der Sowjetzone in seiner Weihnachtsrede auf allen westdeutschen Wellen zu: „Sie sollten den Glauben daran nicht verlieren, daß sie eines Tages wieder in einem freien Staat leben werden. Wie lange das noch dauert, hängt nicht zuletzt von ihnen ab." Er fordert die Soldaten „im Kleid der Un-Ehre" zum Widerstand gegen das Ulbricht-System auf, wobei er sicherlich von einem jüngst ergangenen Urteil eines deutschen Gerichts weiß. Da wurde nämlich ein Hamburger Arbeiter die Wiedergutmachung von Schäden verweigert, die ihm durch den Widerstand gegen das Hitlersystem entstanden sind.

Die Begründung muß jeden sowjetzonalen Soldaten, der auf eine mögliche Form des Widerstands sinnt, aufs höchste verwirren. Der Arbeiter hatte den Kriegsdienst für Hitler verweigert, was dem Gericht ohne Aussicht auf Erfolg schien. Gewertet wird also nur der Erfolg, nicht die Gewissensentscheidung und die Konsequenz individuellen Handelns. Der Arbeiter hat Folgen der Schäden selbst zu tragen, die ihm durch die Praktiken nationalsozialistischen Strafvollzugs entstanden sind.

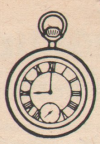
Richtig intelligent verfertigt ist also die ministerielle Drohung mit einem westlichen Gericht, die Strauß der Aufforderung zum Widerstand folgen läßt: „Denken Sie daran, daß Sie eines Tages vor einem menschlichen Richter stehen können . . ." Nicht an das Gewissen wird appeliert, nicht eine rationale Entscheidung gefordert die zu einer Handlung führt, denn das wäre nicht intelligent, weil eine solche Verhaltensweise auch Strauß möglicherweise gefährlich werden könnte, auch wenn man ihr von höchst richterlicher Seite keine Chancen gibt.

Nein, hier wird gedroht, und weil die Wahrscheinlichkeit im Augenblick sehr gering ist, die Betreffenden je einmal vor ein westliches Gericht zu stellen, wird die Gerichtsbarkeit schamlos ins Jenseits verlagert: . . . „und auf alle Fälle einmal vor einem göttlichen Richter stehen werden."

Wenn das der „gläubige Christ" Herr Dr. Strauß sagt, so kann man wohl nichts dagegen einwenden. Wenn aber der Herr Verteidigungsminister mit dem lieben Gott droht, so ist das metaphysische Barbarei, ob er nun an ihn glaubt oder nicht. Wenn Politik auf diese Weise mit schlechter Metaphysik betrieben wird, droht uns tatsächlich das jüngste Gericht, allerdings ein irdisches.

Peter Milger

Plädoyer für einen Mörder



Von 1919 bis 1961 im Zuchthaus und kein Ende Unmenschlichkeit des Apparates · Kurt Rossa

Wer ist Ritter? Ein Mensch. 61 Jahre alt, Zuchthausgefangener seit 42 Jahren, zur Zeit von der Strafanstalt in Münster/Westfalen verwaltet — im Bezirkskrankenhaus der Haftanstalt Bochum. Seit Jahren bemühen sich der Direktor der münsterschen Strafanstalt, die Anstaltsgeistlichen und andere, die Ritter kennen, seine Begnadigung zu erwirken — vergeblich. 42 Jahre im Zuchthaus und keine Gnade? Was hat Ritter verbrochen?

Dieser Mann hat kurz nach dem Ersten Weltkrieg — im Jahre 1919 — eine entsetzliche Bluttat begangen. Der Mann? Richtiger — der Jüngling Ritter, damals 19 Jahre alt. Überwirft sich aus unbedeutendem Anlaß mit seinem Vater, wird von ihm aus dem Hause gewiesen. Ritter — ohne Geld und ohne Habe — bittet eine ihm bekannte Familie um Obdach für eine Nacht, wird freundlich aufgenommen. Der Hausherr — ein Steiger — fährt am Abend zur Zeche. Er hat Nachtschicht. Zurückbleiben drei Kinder und seine junge Frau. Dann schwingt der Tod seinen Mantel. Von einer unbegreiflich tiefen Angst plötzlich ergriffen, bittet die Frau ihren Gast, nicht zu Bett zu gehen, sondern die Nacht über aufzubleiben und zu wachen. So unbegreiflich stark wird ihre Angst, daß sie ihren zwölfjährigen Sohn dem Wächter zur Gesellschaft gibt. Und sie bewaffnet Ritter mit ihrer eigenen Pistole. Dann begibt sie sich mit den kleineren Kindern ins Bett. In der Nacht erhängt Ritter den Knaben an einer Türklinke, ersticht die Mutter, erwürgt die Kleinen. Am Morgen erschlägt er den heimkehrenden Hausherrn und wenig später das Dienstmädchen. Er nimmt einen geringen Geldbetrag an sich und ein Paar Socken, flieht, wird bald gestellt. Der Angeklagte war geständig. Ein Motiv wußte er nicht zu nennen. Das Gericht verurteilte ihn sechsmal zum Tode. Die Strafe wurde später in lebenslanges Zuchthaus umgewandelt. Von seiner Strafe hat er 42 Jahre verbüßt.

●

„Über alles wächst Gras." Mit dieser lapidaren Volksweisheit leitet der in die DDR konvertierte Professor Wegner in seinem Strafrechtslehrbuch das Kapitel über die „Verjährung" der Strafbarkeit eines Verbrechens ein. Was hat die Verjährung mit Ritter zu tun? Manches. Es kann hier zwar nur um Gnade gehen, allein, die gesetzliche Regelung der Verjährung im Strafrecht gibt wichtige Hinweise für die Gnadenpraxis. Aber das übersah man bislang.

„Über alles wächst Gras." Dies ist eben so wahr wie falsch. Es wird wahr, wenn es dem Mörder gelingt, sich 20 Jahre lang dem Zugriff der Justiz zu entziehen: nach dieser Zeit ist über sein Verbrechen — und mag es noch so scheußlich gewesen sein — gemäß §§ 66/67 des Strafgesetzbuchs ein schützender Rasen gewachsen. Er ist frei — ohne einen einzigen Tag die strafende Hand des Staates gespürt zu haben. Wird er rechtskräftig verurteilt und bricht er dann aus dem Zuchthaus aus, so braucht er — wenn er sich 30 Jahre lang verbirgt — auch die schwerste Strafe nicht mehr zu verbüßen: Sie ist verjährt! Auf den Zuchthausgefangenen Ritter angewandt würde dieses bedeuten: Hätte er sich der Justiz entziehen können, wäre er seit 1939 ein freier Mann. Wäre er nach seiner Verurteilung geflohen, hätte er 1949 trotz sechsfachem Todesurteil nicht mehr verhaftet werden können. Und all das, ohne einen einzigen Mord „gesühnt" zu haben. Das ist geltendes Recht, das ist Gesetz. Nach 20 bzw. 30 Jahren verzichtet der Staat auf jeden Strafanspruch. „Über alles wächst Gras!" Hat der Staat den Sünder aber in der Zelle, läßt er ihn ungeachtet dessen 20, 30, 40 Jahre büßen. Gnadenlos. Er hält seinen Strafanspruch aufrecht.

●

Hat Ritter noch ein Verhältnis zu seiner Tat? Bereut er sie noch? — Nein! („Dann darf man ihn auch nicht begnadigen!") Überfordert man? Kann man 42 Jahre lang tätige Reue üben? Wächst nicht auch über die Reue Gras? 42 Jahre! Ein Menschenleben! Damals war er 19 Jahre alt — ein Jüngling. Nun ist er 61 — ein Greis. Stellen sie sich vor, man hätte sie 42 Jahre lang für eine Tat gequält, die sie als 19jähriger begangen haben. Das sind rund 15 000 Tage! 15 000 Tage ohne Freiheit, ohne Liebe, ohne Freunde, ohne Freude, ohne Reisen, ohne Stammtisch! Das sind 240 000 (in Worten: zweihundertundvierzigtausend) wache Stunden Zeit zur Reue, zur Besinnung und zur Sühne. Die Schlafenszeit, die schlaflosen Stunden nicht eingerechnet. 240 000 Stunden und kein Ende. Der staatliche Strafanspruch ist nicht erloschen.

Ja — eine ganze Familie ist tot. Die Kinder, die heute selbst Kinder hätten, die Eltern, die um ihr volles Menschenleben gebracht sind. Niemand wird daran vorbeisehen. Doch Ritter hat gesühnt. Schwer gesühnt. Genug gesühnt? „Über alles wächst Gras." Keine menschliche Strafe kann solche Schuld vergelten. Keine. Ein Rest bleibt immer. Was bedeutet da das Lebensende eines alten Mannes? Warum keine Gnade für ihn? Der Mann hat Pech. Unendlich viel. Zunächst das, daß er ein biologisches Wunder ist. Obwohl erfahrungsgemäß die physische und psychische Leidensgrenze, nach deren Überschreitung die Lebenslänglichen — sie verlassen die Mauern aus Sicherheitsgründen niemals! — körperliche oder geistige Wracks und reif für die Heilanstalt sind bei 15 bis 20 Jahren liegt, erfreute sich dieser Unglücksmensch bislang bester geistiger und körperlicher Gesundheit. So wurde er zum Kuriosum: Zum dienstältesten Häftling! Nun allerdings liegt er mit einem Rheumaleiden — eine Zelle ist kein Wohnzimmer! — in einem Zuchthauskrankenhaus.

Die Lebenslänglichen verlassen die Anstalt niemals. Sie werden nicht bei der Landarbeit eingesetzt, sie genießen nicht die begehrte Vergünstigung, in einem Außenlager zu wohnen und Moore kultivieren oder Steine brechen zu dürfen. Doch dieses Kuriosum Ritter ist auch hier ein Kuriosum. Die Gnade des Generalstaatsanwalts ist hier über ihren ungnädigen Schatten gehüpft: Ritter darf die Anstalt verlassen. Er war seit Jahren in einem Außenlager im Münsterland untergebracht und ging von dort aus als landwirtschaftlicher Gehilfe seiner Arbeit auf einem Bauernhof nach. Und bewegt sich dabei wie ein „Halbfreier". Er hat die letzte Stufe auf der Vergünstigungspyramide der progressiven Straflockerung erreicht: Er ist „Einzelgänger"! D. h. Ritter darf ohne Bewachung zur Arbeit gehen, ohne Bewachung arbeiten und ohne Bewachung ins Lager zurückzugehen. Tut das seit Jahren, flieht nicht — und wird nicht freigelassen.

Ist es noch sinnvoll, ihn freizulassen? Wird er, kann er nach so langer Zeit den „Anschluß an das Leben" überhaupt noch finden? Er hat ihn als Halbfreier bereits gefunden. Der Bauer, bei dem er jahrelang gearbeitet hat, hat selbst ein Gnadengesuch eingereicht und sich bereit erklärt, den Mörder einer ganzen Familie ganz in seine Familie aufzunehmen und bis an sein Lebensende für ihn zu sorgen. Das spricht mehr für Ritter als jede andere Empfehlung. Und das spricht für seinen Arbeitgeber. Hut ab vor dem ungenannten münsterländer Bauern! Sein Gnadengesuch wurde abschlägig beschieden.

●

Der Mann hat Pech. Er hat nicht aus Habgier, nicht um die Spur eines Verbrechens zu verdecken gemordet, nicht zur Befriedigung des Geschlechtstriebes (§ 211 StGB). Sein Pech! Denn, wäre das der Fall, wäre er wohl inzwischen begnadigt. Dann hätte man doch ein Motiv gesehen! Der aber hat ohne Motiv gemordet. Man mordet nicht ohne Motiv. Nein. Außer — man ist geisteskrank! War er das? Der Gutachter damals sagte: Nein! Ein Gutachter heute: Vielleicht möglicherweise unerkennbar doch. Darum nur wagt es niemand, wagte es bislang niemand, ihn freizulassen. Es bleibt das unbehagliche Gefühl — vielleicht ist er doch . . . Dann allerdings hätte man ihn nie verurteilen dürfen, dann darf man ihn auch heute nicht mehr in der Strafanstalt belassen! Der Mann hat Pech. Er hat zur Unzeit gemordet. Würde er diese Tat im Jahre 1953 begangen haben, wäre sie als eine Verfehlung i. S. des § 105 des Jugendgerichtsgesetzes eingestuft worden, er selbst, der „Heranwachsende" (18–21 Jahre) wäre als „Jugendlicher behandelt worden, da „die Gesamtwürdigung seiner Persönlichkeit . . . bei Berücksichtigung auch der Umweltbedingungen" ergeben haben würde, „daß er zur Zeit der Tat nach seiner sittlichen und geistigen Entwicklung noch einem Jugendlichen gleichstand". Man hätte ihn nur nach dem Jugendgerichtsgesetz bestrafen und nur dessen Höchststrafe verhängen können: 10 Jahre Jugendstrafe. Er wäre demnach 1929 frei gewesen, wenn — ja wenn es damals schon das Jugendgerichtsgesetz von 1953 gegeben hätte. So wurde er als Erwachsener bestraft. So blieb seine Strafe von den bedeutendsten Reformen des Strafrechts unberührt; unberührt von den revolutionären Wandlungen in der Auffassung von der Strafwürdigkeit des Jugendverbrechens. So verbüßt der „Heranwachsende" eine Strafe, die der Gesetzgeber seit einem Jahrzehnt nicht mehr für sinnvoll und gerecht erachtet. Aber — Rechtskraft ist Rechtskraft. Der Formalismus siegt. „Die Gnadeninstanz bedauert . . ."

Dahinter steckt immer der böse Feind

Als kurz vor Weihnachten Frankfurter Studenten vor den Konsulaten Frankreichs und Englands für die Vereinten Nationen demonstrierten, schrieb tags darauf Herr Marcel Schulte, Chefredakteur der Frankfurter Tageszeitung „Neue Presse" in einem Leitartikel seines Blattes u. a., es sei „beklemmend, daß immerhin 100 Angehörige des Internationalen Studentenbundes in Frankfurt sich von einigen Drahtziehern zu Kundgebungen gegen das britische und das französische Konsulat verleiten ließ". Gerade England und Frankreich besäßen doch „jene internen Kenntnisse, die diesen aufgeputschten Studenten offenbar fehlten". Vielleicht gehöre es „zu dem allseits beklagten Mangel an Weite des Wissens unserer jungen Akademiker", schreibt Schulte schließlich, „daß sie so häufig Opfer ferngelenkter Agenten werden, die ihren Idealismus mißbrauchen."

Einem Studenten, der sogleich die Redaktion anrief, um zu erkunden, [illegible]rauf sich diese erschrecklichen Informationen stützen, teilte die Sekretärin des Chefredakteurs (er selbst war nicht zu sprechen) bereitwilligst mit, er sei noch zu jung, aber die Erfahrung würde auch ihn lehren, daß hinter diesen Dingen allemal ferngelenkte Agenten stecken.

Nun kommt es selten genug vor, daß man den eigentlichen Initiator „dieser Dinge" — den, der die Idee zuerst hatte und sie dann weitergab — kennt. So kann man der Behauptung „dahinter steckt immer der böse Feind" gewöhnlich nur vage widersprechen. Auch dann, wenn man weiß, daß alle autoritären Regierungen eine solche Verstellung brauchen, und alle autoritären Persönlichkeiten sie gebrauchen; denn was für die Nazis das „Weltjudentum" war, ist für die Kommunisten der Kapitalismus und für wieder andere schlicht „der Osten" — (Hunnen, Pollacken, Russen, kalte Winde, Kommunisten, die gelbe Gefahr etc.).

Mag auch den informierten Lesern die „Originalität" einiger der Behauptungen in dem Leitartikel der „Neuen Presse" aufgefallen sein: so etwa das Gespräch Adoula-Tschombé sei ohne UNO-Hilfe zustandegekommen, die UN seien kein Machtfaktor, weder moralischer noch militärischer Art, ja die UNO habe „auf die Zentralregierung von Leopoldville gesetzt, weil Moskau sich aus ihrer Schwäche heraus Vorteile für sich errechnet hatte" — die Unrichtigkeit der Schultezschen Agenten-Theorie konnte dennoch niemand genau wissen, es sei denn der „Draht zieher" d. h. der Initiator des Demonstrationszuges selbst.

Da bin ich nun in der seltenen Lage, diesmal den Initiator sehr gut zu kennen, ja, i c h b i n e s s e l b s t ! und da ich mich bester Gesundheit erfreue, kann ich die Einflüsse, die auf mich einströmen, sämtlich erkennen (zumal durch soziologische und andere Studien speziell auf diesem Gebiet geschult). Ich bin in der glücklichen Lage, in einer Demokratie zu leben, und so nicht auf die Lektüre der „Neuen Presse" allein angewiesen zu sein; ergänzend informiere ich mich u. a. noch aus dem Observer, dem New Statesman, der F. A. Z., Rundschau, ZEIT, sowie den Nachrichtenmagazinen Newsweek und Spiegel.

Ich fand Studenten, die spontan meine Ansicht teilten, daß man für die Verwirklichung der großen Ziele der Vereinten Nationen und damit zugleich gegen ihre von finanzpolitischen und abendländisch-nationalistischen Motiven geleiteten Widersacher demonstrieren sollte. Nach einer sachlichen Diskussion wurde der Vorschlag von der Mitgliederversammlung des Internationalen Studentenbundes mit großer Mehrheit angenommen.

Wir sind sicherlich noch jung, gemessen an dem Alter des Kanzlers etwa oder Präsident De Gaulles — sehr jung noch; eine ganz konkrete Erfahrung durften wir jedoch schon jetzt machen: Daß ein Publizist sechzehn Jahre nach dem Ende des Nazi-Regimes und viele Kilometer westlich des eisernen Vorhangs einen Leitartikel unwidersprochen veröffentlicht, der mit seiner alles verdrehenden Tendenz und seinen verantwortungslosen Verleumdungen ebensogut im „Völkischen Beobachter" oder im „Neuen Deutschland" stehen könnte. Und noch eins: daß dieser Publizist in der Öffentlichkeit dennoch als guter Christ und guter Demokrat gilt.

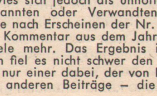
Malte J. Rauch

DISKUSW ETTBEWE RB 2 DISK USWETTB EWERB 2 DISKUSW ETTBEWE RB 2 DISK USWETTB EWERB 2

Das englische Massenblatt „Daily Express" hat wieder einmal vor den „verräterischen Deutschen" gewarnt und die Erinnerung an Rapollo beschworen, wo Deutschland einst mit Rußland einen Geheimvertrag abschloß.

Schreiben Sie eine vertrauliche Botschaft an Chruschtschow, die diese Geheimverträge einleiten könnte von e i n e m der folgenden: Adenauer, Strauß, Lübke, Erhard, Brandt, Wehner, Mende.

Ergebnis von DISKUS Wettbewerb Nr. 1: Für ein Schulbuch des Jahres 2000 sollte ein kurzer Abschnitt über eine der folgenden Zeitungen der sechziger Jahre geschrieben werden: Christ und Welt, F.A.Z., Spiegel, Bild, DISKUS.



Bericht: Wir hatten — wenn überhaupt — mit sehr wenig Zuschriften zu unserem ersten DISKUS-Wettbewerb gerechnet. Es erwies sich jedoch als unnötig, Beiträge bei Freunden, Bekannten oder Verwandten zu bestellen. Schon drei Tage nach Erscheinen der Nr. 10 des DISKUS kam ein erster Kommentar aus dem Jahre 2000, und bis heute noch viele mehr. Das Ergebnis ist recht unterschiedlich, doch fiel es nicht schwer den ersten Preis zu finden; es war nur einer dabei, der von Franz Greß aus Urberach. Die anderen Beiträge — die übrigens ausschließlich den DISKUS und die F.A.Z. aufs Korn nahmen — waren teilweise so ernst wie dieser Satz daraus: „Daß, wie ihr Werbeslogan bezeichnend genug formulierte, hinter jeder F.A.Z. ein kluger Kopf stecke, wurde von einer verkrampft intellektualistischen Bourgoisie um so lieber geglaubt, als mit dieser Apothese eines Ideologie-Intellekts durchaus eine bequem-ungefährliche Weltanschauung umfassendster Art dargeboten, sprich: kommandiert, wurde" (R. Klein) — oder sie waren eine Spur zu heiter wie der folgende Abschnitt aus H. Riesenhubers Schulbuch:

„Was aber den Diskus anbetrifft, diesen Turm des Geistes in den Golden Sixties, so möge ein Beispiel unter vielen seine weitschauende Kulturpolitik beleuchten; schon 1962 veröffentlichte er einen Beitrag eines der glänzendsten Köpfe unseres Jahrhunderts darüber: was im Jahre 2000 ein Schulbuch über den Diskus schreiben wird.

Wörtlich traf ein, was damals der Diskus mit Preisen krönte; wörtlich geben wirs wieder:

Was aber den Diskus anbetrifft, diesen Turm des Geistes in den Golden Sixties, so möge ein Beispiel unter vielen seine weitschauende . . . glänzendsten Köpfe unseres Jahrhunderts . . . was damals . . . wörtlich geben wirs wieder:

Was aber den Diskus . . ."

Ein Freund des an der Frankfurter Universität monatlich verteilten SDS-Flugblattes „informativ" L. E. Ninklein (?) schrieb für seine Schüler des Jahres 2000:

„Ein aufschlußreiches Produkt aus der Spätphase unserer von der Dialektik beherrschten Vorgeschichte ist der DISKUS – Studentenzeitung genannt, da zwar kaum gelesen, aber von Studenten geschrieben –. Er mied die Diskussion. Zeitweise besaß er jedoch das, was damals als Kourage bezeichnet wurde: Seine Autoren schimpften pseudonym über die Zustände, obwohl das bekanntlich von den Herrschenden ungern gesehen wurde. Dieses Anprangern war unter Intellektuellen eine beliebte Form, sich mit den Verhältnissen abzufinden. – Charakteristisch für die Zeitschrift war dementsprechend ein die Kritik ersetzendes, kompliziertes Widerspruchsverfahren, die Glosse. Die Kunst lag darin, abfällige Bemerkungen im Hauptsatz durch eine verblüffende Wendung im Nebensatz aufzuheben. Bevorzugt wurde die Variierung von zwar–aber. – Die Zeitschrift ging ein, als sie der Manie verfiel, Aussagen durch unergründbare Andeutungen zu ersetzen. An ihre Stelle trat die heutige Tageszeitung ‚informativ' ".

Wolfgang Diehls gibt seinen Lehrern des Jahres 2000 genaue Anweisungen was zu tun sei, so u. a. „Stundenende: Absingen des Spottliedes auf die Pressefreiheit".

Der erste Preis – zehn ganze runde deutsche Mark – ging an Franz Greß für den folgenden Beitrag:

„Aus den Zeiten eurer Großväter. Großvater saß noch am elektrobeheizten Kamin, weil er die intravenöse Isotopen-Heizung nicht vertrug, doch informierte auch ihn schon die F.A.Z. Damals war Sie zwar nur eine Zeitung unter vielen; aber, gelobt sei die Intelligenz, Großvater las Sie und ersparte so unserem Wahrheitsministerium seine Elimination. Und schon er erfuhr aus ihren Seiten unseren 1. Glaubensartikel: Alles ist so, wie es sein muß. Mit der Zeit kamen immer mehr Menschen zur Vernunft und fanden die Wahrheit. Unter dem Ruf: Es ist so, wie es sein muß; nahm die Zahl der F.A.Z.er zu. Natürlich gab es Wirrköpfe, die vernunftlos dagegenschrien: Wie es sein soll, ist es nicht. Im Laufe eines Jahres wurden sie eliminiert. Die letzten dort wo heute die F.A.Z.-Säule steht.

Die junge Generation hat nun die schöne und große Aufgabe, die F.A.Z. auch in den Kosmos zu tragen und den Sieg der Intelligenz zu vollenden!"

Menschen Ideen Projekte

Heute schon erweisen sich elektronische Datenverarbeitungssysteme der IBM als unentbehrliche Instrumente zur Planung und Steuerung komplizierter Prozesse in Forschung, Technik, Wirtschaft und Verwaltung.

In naher Zukunft werden sich Kapazitäten und Einsatzmöglichkeiten dieser Anlagen vervielfachen. Neue Aspekte werden sich unter dem Zeichen der Elektronik eröffnen und unser Leben beeinflussen.

Immer aber wird es der planende und handelnde Mensch sein, der durch die schöpferischen Impulse seines Geistes und die Logik seines Denkens neue Entwicklungsmöglichkeiten auf dem Wege des Fortschritts erschließt.

Wo es gilt, Ideen von heute in Tatsachen von morgen umzusetzen – wo es darum geht, die großen Projekte der Zukunft zu verwirklichen, bedarf es des dynamischen Zusammenwirkens konstruktiver und produktiver, ordnender und ausführender Kräfte.

Im Mittelpunkt unserer Arbeit steht der Mensch, wo immer er für das Unternehmen wirkt. Oberstes Prinzip der IBM ist die Achtung vor seiner Leistung.

Überall, wo IBM-Systeme entwickelt und eingesetzt werden, wo wissenschaftliche, technische und organisatorische Probleme mit Hilfe von IBM-Anlagen gelöst werden, ergeben sich ständig neue und zukunftsreiche Aufgaben für Mitarbeiter der IBM:

in den Laboratorien und Konstruktionsbüros, in den Fertigungsstätten und Prüfräumen – wo die modernsten elektronischen Datenverarbeitungssysteme, Lochkartenmaschinen, elektrischen Schreibmaschinen und Zeiterfassungssysteme entwickelt und hergestellt werden -

in den fünf Districten unseres kaufmännischen und technischen Außendienstes für die Bundesrepublik und West-Berlin. Zahlreiche IBM-Geschäftsstellen und Rechenzentren stehen in engem Kontakt mit Forschung und Industrie, mit Handel und Verwaltung - zur Beratung und Betreuung der ständig wachsenden Zahl von Kunden und Interessenten der IBM.

In besonderen Ausbildungs-Lehrgängen und Seminaren wird den IBM-Spezialisten und ihren neu hinzu kommenden Kollegen ein gründliches Fachwissen vermittelt.

Mit diesem großzügigen beruflichen Förderungsprogramm bietet die IBM gerade ihren jungen, vorwärtsstrebenden Mitarbeitern die Chance, ihre besten Fähigkeiten zu entfalten und in immer größere Aufgaben hineinzuwachsen.

Das Vertrauen in die Leistungen der IBM führt zu einer ständigen Erweiterung ihrer Aufgabenbereiche und damit zur Vergrößerung der Zahl ihrer Mitarbeiter.

Bitte beachten Sie deshalb die interessanten Stellenangebote, die von uns in den kommenden Monaten veröffentlicht werden.

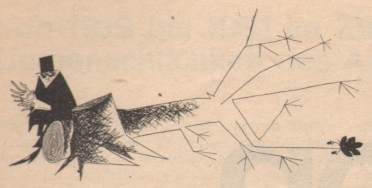
Wünschen Sie schon jetzt Informationen über die beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten bei der IBM, dann schreiben Sie an unsere Abteilung - Personalplanung Kennwort „Programm 1962." F

IBM

IBM Deutschland
Internationale Büromaschinen Gesellschaft m.b.H.
Sindelfingen bei Stuttgart
Personalplanung · Postfach 66

Elektronische Datenverarbeitungssysteme, Lochkartenmaschinen, Elektrische Schreibmaschinen, Zeit- und Datenerfassungs-Systeme

Ist Bonn doch wie Weimar



„Die internationale Situation, wie sie sich spätestens nach dem 13. August 1961 darstellt, zwingt zur Erkenntnis, daß die bisher verfolgten Ziele der Bundesrepublik Deutschland in der Deutschlandfrage nicht erreicht wurden ● Das oberste Ziel Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit ist heute ferner denn je ● Der eingeschlagene Weg — die Politik der Stärke, die zur Wiedervereinigung führen sollte — hat sich als ungangbar erwiesen ● Die Mißgriffe und das taktische Unvermögen der westlichen Verbündeten in ihrer Politik gegenüber den bündnisfreien Staaten werden in gleicher Weise der Bundesrepublik zur Last gelegt. Aus diesem Sachverhalt ergibt sich, daß sowohl in der Deutschlandfrage als auch in der internationalen Politik neue Wege gesucht werden müssen, um gegenüber dem Kommunismus politisch offensiv zu werden ● Nach wie vor bleibt die Forderung des Rechtes auf Selbstbestimmung für alle Deutschen bestehen. Um dieses Ziel zu erreichen, bleibt für die Bundesrepublik Deutschland nur noch die Möglichkeit, auf die deutschen Ostgebiete zu verzichten, einen möglichen zweiten deutschen Staat auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechtes anzuerkennen und ihre Mitgliedschaft in der Nato aufzugeben."

„Es sollte versucht werden, das Selbstbestimmungsrecht für Mitteleuropa durch Angebote einzuhandeln. Anbieten sollte man den Verzicht auf die deutschen Ostgebiete und den Anspruch auf Deutschlands Einheit, ein Auseinanderrücken der Blöcke in Mitteleuropa." So beginnt das merkwürdige und zu Recht umstrittene „VDS-Kurzprotokoll" vom 25. Oktober 1961. Der Tonfall läßt aufhorchen. Wenn es einige Sätze später heißt: „Einigkeit im Delegiertenrat bestand darin, daß die Forderung des Selbstbestimmungsrechtes für alle Völker ein Prinzip der deutschen Politik sein sollte, auch wenn dadurch Komplikationen mit den derzeitigen Verbündeten nicht immer vermieden werden können", so bedeutet das doch wohl, daß sich der VDS wieder einmal angeschickt hat, auf seine Weise Welt und Tagespolitik zu beeinflussen.

Die Komik der Situation ist überwältigend. Dem „schwarzen" Richard Steer, der bei seiner Wahl zum VDS-Vorsitzenden im März des Vorjahres noch als vermeintlicher Gleichschaltungs-Stratege der CDU ausgepfiffen worden war (Siegt Wohlrabe bei Eichstätt?), schlägt heute der Applaus eines heimatlosen Publikums entgegen. So schnell ändern sich die Zeiten und — die Menschen.

Richard Steer hat Mut zum politischen Risiko bewiesen. Wir vermissen allerdings die dabei gebotene Kalkulation. Die Thesen zur Deutschlandfrage (wir haben sie oben abgedruckt), die Steer den Delegiertenrat formulieren ließ, muten in ihrer abenteuerlichen Schrankenlosigkeit wie ein Aufruf zum va-banque-Spiel an. So unproblematisch malt sich doch nur in Köpfen die Welt, für die eine alte Heinemann-Rede das entscheidende politische Bildungserlebnis war und geblieben ist. Von der sich selbst bespiegelnden Antithese (Steer: ... endlich den Mut finden, eine andere Politik zu machen) bis zu einer neuen Dolchstoß-Legende ist kein großer Schritt mehr.

Dennoch: Der Fall Dr. Steer ist kein politischer Fall. Denn der Exponent eines Apparates betrachtet sich hier als dessen Inkarnation. Das soll respektiert werden. Die Metamorphose des Dr. Steer ist die Metamorphose eines deutschen Studentenverbandes.

Was macht eine Gewerkschaft, die an Anziehungskraft für ihr Mitglieder-Reservoir verloren hat? Sie randaliert. Die jüngste der in Bonn etablierten Lobbys hat wahrhaftig Grund um ihren Fortbestand besorgt zu sein. Sowohl die Bonner Zentrale als auch die örtlichen AStA führen ein weitgehend ignoriertes Randdasein. Die Prosperity-Gesellschaft hat einem Großteil der Studenten ein von materieller Sorge freies Studium ermöglicht. So hat mit dem wirtschaftlichen Aufschwung die Konsumenten-Mentalität Einzug in die Studentenschaft gehalten.

Wo der Konsument mit seiner Fackel nicht hinleuchtet, begreift er nichts. Für den VDS ist das Dilemma sicherlich perfekt. Von einer nur aufs private Fortkommen bedachten Studentenschaft im Stich gelassen, kann er einer patriarchalischen Hochschul- und Kulturverwaltung kein Paroli bieten. Der Versuch, sich auf gesetzlichem Wege ein Mindestmaß an Einfluß zu sichern, muß als gescheitert bezeichnet werden, wie auch die Hoffnung auf eine grundlegende Universitätsreform zu Grabe getragen worden ist.

Dr. Steer glaubte zur Provokation, zum Skandal greifen zu müssen. Der Appell an die nationalen Instinkte, an das Irrationale, ist der verzweifelte Versuch, von oben und auf administrativem Wege die Entwicklung wieder in den Griff zu bekommen, der Studentenschaft ein politisches Engagement zu verordnen und sie damit wieder für den VDS zu aktivieren.

Das Experiment ist vorerst gescheitert. Man wird dies nicht bedauern können. Denn das Rütteln am Gefüge dieses Staates könnte bei manchem auf allzugroße Bereitschaft stoßen. Die deutsche Studentenschaft hat schon eine Republik zu Tode genörgelt. Eine Minderheit — aber was besagt schon Minderheit — nörgelt bereits wieder. Wie lange wohl der VDS das Steuer in der Hand behalten hätte? go

---

Marburg:

Zwischen Dieckmann und Mc Carthy

„Seinem Bischof soll Dr. Steer in letzter Zeit aus dem Wege gegangen sein." Denn ihm, dem amtierenden VDS-Vorsitzenden, ist „das unglaubliche Meisterstück gelungen, in der Deutschlandpolitik den SDS auf der Linksaußenbahn spielend zu überholen". Er „fordert nicht nur die Anerkennung der DDR und der Oder-Neiße-Linie, sondern auch den Austritt aus der NATO".

Dieses liebenswürdige Porträt des Theologiestudenten Dr. Richard Steer bastelten die „marburger blätter" in ihrer Dezember-Ausgabe zusammen.

Die „marburger blätter" taten nicht recht daran. Denn Marburger Studentenvertreter haben das Kunststück fertiggebracht, ihre Kollegen an den westdeutschen Universitäten beim Flirt mit den Repräsentanten des Ulbricht-Systems mühelos auszustechen. Remember Dieckmann! Sollte ganz plötzlich aus dem Marburger Saulus ein Paulus geworden sein?

Die „marburger blätter" taten nicht klug daran. Ging es ihnen doch keineswegs nur um eine Distanzierung von „Steers Linkstendenzen". In den politisch-moralischen Eskapaden der Bonner Verbands-Zentrale mochten sie vielmehr die einzigartige Gelegenheit erblickt haben, unter dem Anschein eines politischen Scherbengerichts aus dem VDS auszutreten.

Mit einer Hartnäckigkeit, die einer besseren Sache wert gewesen wäre, sind Marburger Studentenvertreter nämlich seit Jahren bestrebt, dem Dachverband aller bundesrepublikanischen AStA die Treue aufzukündigen. Den 19. Dezember 1961 hatten sie nun dazu bestimmt, sich auf einer außerordentlichen Vollversammlung der Studentenschaft die notwendigen Vollmachten geben zu lassen, um ein Austrittsverfahren umgehend in die Wege zu leiten.

„Dem AStA Marburg wird empfohlen, aus dem VDS auszutreten. Sie (die Antragsteller) verweisen zur Begründung auf die Ausführungen von Herrn Wulff", hieß es denn auch in dem von AStA-Mitglied Hethey eingebrachten Antrag. Dieser Herr Wulff, der sich auch der Versammlung als Hauptredner präsentiert hatte, gilt nun als der eigentliche Advokat einer „reichsunmittelbaren" Marburger Studentenvertretung.

In der Tat ist sein Name mit der separatistischen Bewegung unlösbar verbunden. Der hessische Landesverbandsvorsitzende Reimer Wulff war am 28. November 1959 „gestürzt" worden, weil er sich geweigert hatte, im Auftrag seines Verbandes beim Wiesbadener Kultusministerium um Landeszuschüsse für die hessischen Mensabetriebe vorstellig zu werden. Ob er nun Verpflichtungen eingegangen war — das wurde nie ganz klar —, sein Nachfolger, der Frankfurter Wilfried Fass, erhandelte jedenfalls ohne sonderliche Mühe Mensastipendien in Höhe von 150 000 Mark.

Seit diesem 28. November, dem Datum der Amtsenthebung Wulffs, liegt nun die Drohung eines Marburger Schismas über dem VDS. Mit dem Podest des Säulenheiligen Wulff war auch die Marburger VDS-Treue erschüttert.

- 8. Dezember 1959 In Marburg wird der AStA-Vorsitzende Karl-Hartmann Ludwig zum Rücktritt gezwungen, weil er sich am 28. November nicht hinter Wulff gestellt hatte.
- 22. Januar 1960 Ludwig soll auf einer Konferenz des Landesverbandes auf Betreiben Marburgs auch seiner Funktion als Delegierter entbunden werden. Die Konferenz lehnt sein Rücktrittsgesuch jedoch ab.

Dann ging es in bewährter Manier weiter.

- 27. Januar 1960 Der AStA Marburg beschließt, durch die Ereignisse vom 22. Januar „brüskiert", aus dem Landesverband auszutreten. Ein Antrag, auch noch aus dem VDS auszutreten, kann nur wegen Beschlußunfähigkeit nicht mehr abgestimmt werden.

Glaubte Wulff durch diesen Geniestreich VDS und Landesverband gleichermaßen unter Druck gesetzt zu haben, so war der neue Wulff-Protegeé auf dem Marburger AStA-Sessel, stud. iur. Karl Petry, anderer Meinung. Als Jurist über die Unwirksamkeit der Marburger Kündigung durchaus im klaren, befürchtete er eine für Marburg peinliche Isolierung. Auf der VDS-Mitgliederversammlung in Heidelberg, am 3. März 1960, suchte und fand Petry — zum ersten Male nicht unter dem zwingenden Blick seines Hypnotiseurs stehend, so die Gelegenheit zur versöhnenden Aussprache.

Diese Geste sollte Petry teuer zu stehen kommen, hatte er sich doch jetzt — ebenso wie Vorgänger Ludwig — endgültig mit Wulff überworfen. Kaum nach Marburg zurückgekehrt, sah er sich einem scharfen Angriff der „marburger blätter" ausgesetzt; der gleichen „marburger blätter", die heute den VDS-Vorsitzenden des Linksradikalismus verdächtigen.

- 11. Oktober 1960 Die hessische Landesregierung veröffentlicht einen Gesetzentwurf, der die Verstaatlichung der Studentenwerke vorsieht.
- 15. Oktober 1960 Auf einer außerordentlichen Konferenz beschließt der Landesverband, der Landesregierung ein Memorandum zu überreichen und um eine einstweilige Zurückstellung der Regierungsvorlage zu bitten.

Dieses Memorandum trug auch die Unterschrift des Marburger AStA-Vorsitzenden Petry. Kaum war es allerdings in Wiesbaden überreicht worden, als man in Marburg auf einmal für die Landesanstalt optierte. AStA-Vorsitzender Petry wurde — wohl weil er nicht parierte — kurze Zeit später abgewählt und durch den Medizinstudenten Eberhard Rosenthal ersetzt.

Was Reimer Wulff nun bewogen hat, sich derart für eine Verstaatlichung der Studentenwerke stark zu machen, gilt noch heute als Preisfrage. Viele meinen, er (Berufsziel: Beamter) habe sich die Landesregierung verpflichten wollen; andere, er habe sich ganz einfach verrannt. Er hat es allerdings geschickt angefangen.

Parteigänger der Landesanstalt sind naturgemäß die Studentenwerksgeschäftsführer, die sich von dieser Regelung Zuwachs an Macht und eine Bestellung zu Landesbeamten erhoffen. Von dieser Seite durfte Wulff also auf Applaus, ja Dankbarkeit rechnen.

Zum anderen konnte er sich das Wohlwollen der Marburger Professorenschaft sichern. Ein ehemaliger Geschäftsführer des Marburger Studentenwerkes hatte sich umfangreiche Unterschlagungen zuschulden kommen lassen, die auf Grund einer geschickt verschleierten Bilanzierung jahrelang unbemerkt bleiben konnten. Ein Prozeß, der noch dazu durch alle Instanzen ging, zwang so die im Studentenwerk ehrenamtlich tätigen Professoren wiederholt auf die Zeugenbank. Wer kann es der Professorenschaft da noch verdenken, wenn sie von solcherart gefährlicher Selbstverwaltung nichts hält und nach der Staatsverwaltung ruft.

Hinzu kommt noch, daß das Marburger Studentenwerk keine eigene Rechtsform besitzt, es fungiert als Sondervermögen der Universität. Eine Landesanstalt aber würde das Studentenwerk mit eigener Rechtsform ausstatten. Aus alledem bereitete Studentenführer Wulff einen schmackhaften Brei, um Senat und Studentenschaft für die Landesanstalt zu gewinnen. Seine Unternehmungen beschränkt er aber keineswegs nur auf Marburg. Spricht der Landesverband bei der Landesregierung oder im Landtag vor, so muß er damit rechnen, daß Wulff-Adlatus Pfaffendorf umgehend interveniert. Dank solchen geschlossenen Auftretens wird der Gesetzentwurf am 31. Januar dieses Jahres in die zweite Lesung gehen.

Den Marburger Studentenvertretern selbst mußten indessen Bedenken gekommen sein, ob ein Aufwärmen dieser unerquicklichen Vorfälle ausreichen würde, ihren Wählern die Notwendigkeit eines Marburger Austritts aus dem VDS glaubhaft zu machen. Mit der ihnen eigenen Auffassung von Fairness schickten sie sich deshalb an, noch vor der Vollversammlung vorsorglich einen handfesten politischen Skandal in Szene zu setzen.

Dazu sollte ihnen Dr. Richard Steer in eigener Person Gelegenheit geben. In einem VDS-internen und vertraulichen Rundschreiben hatte er den westdeutschen AStA über sein Paulskirchen-Unternehmen berichtet. Dem Marburger AStA-Mitglied Hans-Dieter Block blieb es nun vorbehalten, den Inhalt dieses Schreibens unverzüglich bei der Bundesregierung, dem Kuratorium „Unteilbares Deutschland" und der hessischen Landesregierung anzuzeigen.

Streng vertraulich, per Eilboten und Einschreiben meldete Block, die neue VDS-Konzeption zur Deutschlandfrage sei „äußerst gefährlich", eine „Katastrophe" nationalen Ausmaßes. „Wenn wir uns auch klar sind, daß dies auf alle Fälle verhindert werden muß, möchten wir Sie, hochverehrter ... dennoch bitten, zunächst keine Nachforschungen beim VDS anzustellen. Mit Recht können wir nämlich hoffen, bis zum nächsten Wochenende weiteres der Öffentlichkeit bisher nicht zugängliches Material in den Händen zu haben. Sollte der VDS hingegen vorher von unseren Aktionen unterrichtet worden sein, wäre durchaus die Gefahr gegeben, daß alle diesbezüglichen Akten vernichtet würden."

Mit welchem Trick sich Block dieses Material zu beschaffen gedachte, zeigt ein anderer Brief, den er am gleichen Tage an Dr. Steer adressierte. Dort hieß es:

„Auch wir sind der Meinung ..., bitten Sie daher, in diesen Fragen mit Ihnen zusammenarbeiten zu dürfen und eine Marburger Vertretung an der Veranstaltung in der historischen Paulskirche teilnehmen zu lassen. Damit wir uns genügend vorbereiten ... können, bitten wir Sie, uns einige Unterlagen zu diesem Projekt zu überlassen."

Die doppelzüngige Korrespondenz des Herrn Block sollte nicht verborgen bleiben. So legte sich denn die Schlinge, die man dem Dr. Steer zugedacht hatte, um die Hälse der Fallensteller selbst. Halb amüsiert, halb angewidert erteilte die Vollversammlung ihren würdigen Oberen eine Quittung, die man in ihrer Deutlichkeit anderenorts als Mißtrauenserklärung auffassen würde. Für den Austrittsantrag des AStA sprachen sich ganze 11 Studenten — von nahezu 500 — aus.

Die Marburger Studenten-Könige ficht's nicht an. Weit entfernt, den Gang nach Canossa zu beschreiten, haben sie beschlossen, „die Amtszeit von Herrn Wulff im Kuratorium des Studentenwerkes bis zur Verabschiedung des Studentenwerksgesetzes zu verlängern".

AStA-Mitglied Hethey: „Warten Sie nur ab!" Der Trojanische Krieg geht also weiter.

Familienvater Reimer Wulff hat unterdessen dank Vermittlung von Studentenwerksgeschäftsführer Egermann eine Neubauwohnung bezogen. Rolf Freienohl

---

Berlin:

Mutmaßungen über ein schönes Ende

Die mit einiger Spannung erwarteten Wahlen zum neuen Studentenparlament der Freien Universität Berlin (FU), dem 13. Konvent, entbehrten jeder Sensation. Es fehlte das übliche Salz in der Wahlsuppe; was leider nicht heißt, daß unsachliche Anwürfe und Beleidigungen ausgeblieben wären. Der dem Sozialdemokratischen Hochschulbund (SHB) zugehörige Sozialreferent Schweitzer unterstellte vielmehr seinem Freund und Förderer Mudra, sich nicht für die nach dem 13. August geflohenen „Grenzgänger-Kommilitonen" eingesetzt zu haben. Eine immerhin erstaunliche Entgleisung, war es doch Mudra, der zur (erfolgreichen) „Spendenaktion deutscher Hochschullehrer" aufgerufen hatte. Was half es da noch, daß der so ausgeglittene Referent schließlich auf das Zureden der eigenen politischen Freunde hin sein Amt zur Verfügung stellte.

Als ein Spectaculum eigener Art stellt sich auch die Wahl Peter Müllers zum neuen AStA-Vorsitzenden dar. Der AStA-Mudra war nämlich zu Beginn des Wintersemesters aus Protest gegen die Praxis des Konvents, unliebsame AStA-Beschlüsse kurzerhand zu annullieren, geschlossen zurückgetreten. Das konnte freilich die ehemaligen (im AStA-Mudra tätigen) Referenten Peter Müller und Hansjörg Schön nicht abhalten, sich selbst um den AStA-Vorstands-Sessel zu bewerben. Die Konsequenz, es dem Konvent selbst zu überlassen, aus dem Dilemma herauszukommen, erforderte wohl auch zuviel an „Charakter". Während Schön immerhin die erst im dritten Anlauf erreichte Wahl noch ablehnte, weil er gerade ein Drittel aller Stimmen nicht als ausreichende Vertrauensgrundlage ansah, akzeptierte Müller ein noch niedrigeres Ergebnis: Noch nicht einmal ein Drittel aller Abgeordneten sprachen ihm das Vertrauen aus. Das war der dritte Vorstandswechsel in einer einzigen Amtsperiode!

Aus vielem muß geschlossen werden, daß es mit der so oft gepriesenen Selbstverwaltung an der FU abwärts geht. So machte es in Berlin Furore, daß „konkret"-Förderer Schön dem ehemaligen AStA-Vorsitzenden Lummer im offiziellen AStA-Blatt „FU-Spiegel" wahrheitswidrig vorwarf, Exemplare der Zeitschrift „kon-

Fortsetzung nächste Seite unten

Der Marxismus ist mächtig, weil er richtig ist. Der Marxismus ist richtig, weil er mächtig ist. Der Marxismus ist mächtig, weil er richtig ist. Der Marxismus ist richtig, weil er mächtig ist. Der Marxismus ist mächtig, richtig, mächtig, ist weil mächtig richtig richtig mächtig. Der Marxismus ist mächtig, weil er richtig ist. Der Marxismus ist richtig, weil er mächtig ist. Der Marxismus ist mächtig weil richtig

DENKEN UND DEUTEN FÜR DIE DDR / DIE GENOSSEN HISTORIKER

„Es gibt einen Grad von Schlaflosigkeit, von Wiederkäuen, von historischem Sinne, bei dem das Lebendige zu Schaden kommt und zuletzt zugrunde geht, sei es nun ein Mensch oder ein Volk oder eine Kultur." So hat Nietzsche geschrieben. So würde er heute wieder schreiben. Ja, so müßte er wieder schreiben bei einem Blick hinter den Eisernen Vorhang auf das andere, das sogenannte sozialistische Deutschland. Dort hat die Starrheit eines Weltbildes das geschichtliche Denken in Schlagworte aufgelöst. Die Geschichte, ihres wissenschaftlichen Charakters entkleidet, ist zum propagandistischen Mittel ersten Ranges geworden.

FORTSCHRITT DER „FORTSCHRITTLICHEN"

In den ersten drei Jahren nach 1945 verfügte die Regierung der SBZ noch nicht über eine genügende Anzahl in ihrer Ideologie ausgebildeter und gefestigter Lehrkräfte. Deshalb mußte sie die alten demokratischen Wissenschaftler in ihren Positionen belassen. Erst 1948 hatten die Zonenmachthaber genügend wissenschaftliches „Fußvolk" beinander, um allmählich die Historiker alten Stils aus ihren Positionen zu werfen. Die „junge Garde Fortschrittlicher", die von nun an Lehrstuhl auf Lehrstuhl erstürmte, bestand vorwiegend aus Lehrkräften, die ihr geringes Fachwissen durch die Aufnahme kommunistischer Phrasen kompensierten. „Aufgeschlossenheit" war der Motor, der ihre Karriere mit ungeahnter Schnelligkeit verlaufen ließ. Dr. Franz Wohlgemuth „ereilte" seinen Ruf an die Universität Halle als Professor für Wissenschaftlichen Sozialismus anderthalb Jahre nach seiner Promotion.

Trotzdem der „Fortschritt" in „sozialistischen Siebenmeilenstiefeln" marschierte, gab es aber noch immer zu wenig linientreue Historiker. Von 1951 an propagierte man deshalb das „Fernstudium der Geschichte". Der „Doktorhut im Briefumschlag" wurde zur Realität, denn über den Erfolg dieser Art von Studium hatten „besonders geschulte Mentoren" zu befinden. Zuverlässige Marxisten waren es, die auch in dieser Tätigkeit eine Gelegenheit erblickten, ihr „Plansoll" überzuerfüllen.

Das eigentliche Geschichtsstudium auf den Universitäten erfuhr erst 1951 eine völlige Neuorientierung. Damals setzte der Minister für Volkserziehung die Dauer des Studiums auf vier Jahre fest und bestimmte als Norm für die Studierenden dreißig genau vorgeschriebene Wochenstunden. Selbstredend stand das Studium des Marxismus-Leninismus an erster Stelle. Ihm standen rund ein Viertel der Wochenstundenzahl zur Verfügung.

Nach dem zweiten Studienjahr durften sich die Studenten spezialisieren. Dabei konnten sie wählen zwischen einer beliebigen Geschichtsepoche, der Geschichte des deutschen Volkes, oder der Geschichte eines anderen Volkes. Für dieses Spezialstudium wurden allerdings nur vier Wochenstunden vorgesehen. Viel zu wenig Zeit für wirklich wissenschaftliches Erarbeiten einer bisher fremden Materie! Die Folge ist, daß die Studenten immer wieder die „Geschichte des deutschen Volkes", die „Geschichte des russischen Volkes" als ihr Spezialgebiet wählen. Die dafür erforderlichen Grundlagen sind ihnen vom „allgemeinen Studium" bereits „hinreichend" bekannt.

Diese Tatsache zeigt die DDR in einem krassen Gegensatz zur Sowjetunion. Im Unterschied zu den Hochschulen der DDR wird an den sowjetischen Hochschulen das Studium fremder, insbesondere asiatischer und afrikanischer Völker intensiv gefördert. Die russischen Studenten haben nicht nur mehr Zeit für ihr Spezialgebiet, sondern auch bessere Bildungsmöglichkeiten. Schulen, deren Lehrkräfte in den entsprechenden Sprachen Geschichte und Literatur der Wahlländer lehren, sind keine Seltenheit. (Als Beispiel sei die Urdu-Schule in Moskau genannt.) Diese aufgeschlossene und weitsichtige Haltung der Russen zeitigt schon heute manche Erfolge in Asien und Afrika. Warum wird sie von der DDR nicht „nachempfunden", wie so vieles andere?

Die Antwort darauf enthüllt eine Verlegenheit, in der sich die Zonenmachthaber noch immer befinden. Die Bevölkerung muß noch immer für die Ideologie des Marxismus-Leninismus gewonnen werden. Regierung und Partei verwenden noch immer ihre ganze Kraft darauf, eine zuverlässige Gefolgschaft zu sammeln. Darum, und nur darum, wird die Jugend, vor allem die studentische Jugend mit marxistischer Ideologie derart überfüttert, daß für die Aufnahme weiteren, fremden Kulturgutes kein Platz mehr ist. Hierin liegt die Erklärung, warum bei der Ausarbeitung der Lehrpläne für Geschichte ihr Niveau weit hinter dem der UdSSR zurückstehen muß.

DIE PARTEI UND IHRE HISTORIKER

Die Zahl der Studenten, die sich freiwillig für das Geschichtsstudium melden, ist in ständiger Abnahme begriffen. Trotzdem sind die zuständigen SED-Politiker nicht bereit, ihr Herumexperimentieren mit dem Fach Geschichte aufzugeben. Diese ständige Einmischung der Partei in die Belange der Geschichtswissenschaft kennzeichnete nach Professor Timm, ehemaliger Lehrstuhlinhaber an der Humboldt-Universität: „... einmal die Bedeutung, die das Regime der SBZ der Geschichte beimißt, zugleich wird aber auch erwiesen, wie gering die Fähigkeiten eines Historikers eingeschätzt werden, da ein Politiker gleichsam die Aufgaben des Geschichtswissenschaftlers miterledigen kann." Die Einfälle der SED-Funktionäre waren und sind unerschöpflich. Im Grunde bilden sie den Gradmesser für den jeweiligen ideologischen Pendelausschlag. Ein Beispiel mag das veranschaulichen. Als 1955 der Zug zum Internationalen von den Kreml-Ideologen aufs tote Gleis geschoben wurde, mußten sich auch die Zonenmachthaber um neue Leitbilder bemühen. Keinen Moment verlegen, taten sie ungeniert einen fixen Griff in die „nationale Kiste". Der alte Yorck und der General Diebitsch in der Mühle von Tauroggen, das war von Stund an ein Bild, an dem sich auch die linientreuen Historiker wieder freuen durften. Begriffe wie „nationales Erbe", „Nationalbewußtsein" usw. durften in die Fachsprache dieser Historiker rezipiert werden.

Der Nachteil dieser ideologischen Wendigkeit zeigte sich in einem anderen Bereich. Nicht nur die Zahl der Geschichtsstudenten nahm ab – 1958 wählten nur 14 Neuimmatrikulierte dieses Fach – auch die Zahl der wirklich wissenschaftlichen Arbeiten war und ist im Rückgang begriffen. Von den Dissertationsthemen zwischen 1957 und 1961 sind mehr als zwei Drittel bereits in ihrer Formulierung marxistisch-leninistisch festgelegt.

DIE GENOSSEN HISTORIKER ALS „IDEOLOGISCHE FEUERWEHR"

Eine verständliche Erscheinung, wenn man bedenkt, daß sich die „bürgerlichen" Studenten angewidert von dieser beständig reglementierten Disziplin abwenden, daß sie abwandern. Weiterhin, daß im Gegensatz zu ihnen, die „fortschrittlichen Kräfte" nur mehr für eine politische „Bewährung", nicht aber für eine wissenschaftliche qualifiziert sind.

Die politische „Bewährung" ist aber entscheidend. Auf sie kommt es dem Regime zu guter Letzt immer wieder an. Der Bereich der Wissenschaft soll nicht ihr vornehmstes Arbeitsfeld sein. Schlagzeilen eines Ausrufs vom 19. März 1958 lassen darüber keine Zweifel aufkommen. U. a. fordern sie: „Historiker und Geschichtslehrer müssen zeigen: Erstens, daß die Existenz unseres Volkes den unerbittlichen Kampf gegen Imperialismus, Militarismus, Neofaschismus und ihre Ideologien erfordert. Zweitens, daß die Perspektive für ganz Deutschland der Sozialismus ist. Drittens, daß der Sozialismus nur verwirklicht werden kann, wenn unser Volk mit allen friedliebenden Kräften in der Welt, vor allem mit den Völkern des sozialistischen Lagers und der internationalen Arbeiterbewegung freundschaftlich zusammenwirkt."

In die gleiche Kerbe schlägt der „Hochschulführer der DDR", der in diesem Zusammenhang folgendes formuliert: „Die Historiker der DDR haben besonders die Aufgabe, die fortschrittlichen Traditionen des deutschen Volkes, den Kampf der Volksmassen gegen Unterdrückung und Ausbeutung, zu erforschen und darzustellen. Sie wirken bei der Entwicklung des sozialistischen Bewußtseins mit. Es ist die Aufgabe der Historiker, die Politik der reaktionären Klassen in Deutschland in Vergangenheit und Gegenwart zu entlarven und zum Kampf gegen den westdeutschen Imperialismus und Militarismus beizutragen. Die Widerlegung reaktionärer Geschichtslegenden und die Erarbeitung eines wissenschaftlichen Geschichtsbildes nicht nur der deutschen, sondern auch der allgemeinen Geschichte stellen den Historikern im Rahmen des Siebenjahresplanes große Aufgaben."

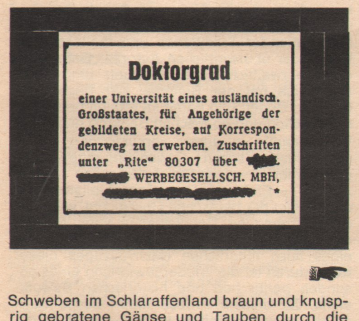
Dieses Programm ist deutlich genug, um mißverstanden zu werden. Eine solche Möglichkeit ist aber heutzutage von vornherein ausgeschlossen, da nur Persönlichkeiten Historiker werden dürfen, die „auf Grund ihres sozialistischen Bewußtseins von der Ausschließlichkeit und Richtigkeit des Marxismus-Leninismus überzeugt sind". Hierin verbirgt sich eine Aufforderung zum intellektuellen Eiertanz. Etwa von der Art, daß in manchen Veröffentlichungen zu lesen steht: „Der Marxismus ist mächtig, weil er richtig ist. Der Marxismus ist richtig, weil er mächtig ist."

Solche dogmatische Geschlossenheit mag uns grotesk anmuten. In der volksdemokratischen Praxis aber ist sie ein unschätzbares Rezept. Sein Benutzer wird in den Stand gesetzt, alle Fragen aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schlagfertig und scheinbar schlüssig zu beantworten. So vermag er einen nicht sehr redegewandten und wissenschaftlich wenig versierten Gesprächspartner zum mindesten zu verwirren. Die Nutzanwendung auf die von den Zonenmachthabern gewünschte „Aufklärungsarbeit" unter der Bevölkerung versteht sich von selbst.

– UND IM PROFIL

Wer aber sind die Vorbilder dieser „klassenkämpferisch" tätigen Historiker? Den Fixsternen am Himmelsgewölbe vergleichbar, leuchten immer wieder die gleichen Namen auf: Alfred Meusel, der seines Schülers, Heinz Kamnitzer und Leo Stern. Als kommunistische Avantgardisten reinsten Wassers nehmen sie die Lehrstühle für Geschichte an den wichtigsten ostdeutschen Universitäten ein, teilen sich in die Leitung fast aller historischen Institute, Museen und Arbeitsgemeinschaften. Ihr „volksdemokratischer" Feierabend ist ausgefüllt mit der Schriftleitung verschiedenster Zeitschriften und der Überprüfung der neuerscheinenden Lehrmittel. Ihre Arbeitsweise wirkt eher ermüdend als anfeuernd. Mit sozialistischer Selbstbescheidung gefallen sie sich im Aufzählen von „verdienstvollen" marxistischen Politikern und Ideologen, in der Aneinanderreihung schmückender Beiworte. Kollektivurteile, wie sie gerade der Historiker meiden sollte, sind nicht selten ihrer Weisheit letzter Schluß. Ihre Vorliebe für forsches, leicht überhebliches Auftreten und fanatisch-überzeugte Phrasendrescherei verstimmte die westlichen Teilnehmer der Historikertagungen in Ulm (1956) und Stockholm (1960), bevor sie zu gähnen begannen.

Detrek Bromberg



Schweben im Schlaraffenland braun und knusprig gebratene Gänse und Tauben durch die Lüfte, so winken in der Universität jetzt vergleichbare Freuden. Leicht und erlösend fliegen Doktorhüte auf die Häupter ungeduldig wartender Kandidaten. Der lästige Umweg über Hörsäle und Seminare kann künftig gespart werden.

Es bietet sich nämlich die günstige Gelegenheit, den „Doktorhut einer Universität eines ausländischen Großstaates, für Angehörige der gebildeten Kreise, auf Korrespondenzweg zu erwerben". Dieses Angebot fand sich Mitte November 1961 im Anzeigenteil einer überregionalen Tageszeitung in Süddeutschland, Sparte „Unterricht", Zuschriften ausgerechnet unter „Rite – 80 307" erbeten.

Hätte die Annonce in der Silvesterausgabe gestanden, wäre sie ein trefflicher Scherz gewesen, über den ein jeder gelacht hätte, und damit Schluß. Als ernstgemeintes Inserat jedoch wird sie zum gefundenen Fressen für spitze Federn, wie es im Land, wo Milch und Honig fließen, nicht leckerer serviert werden kann. Allerdings ist der Genuß doch getrübt, weil der Verdacht bestehen bleibt, daß die Kommilitonen und Kommilitoninnen verulkt oder noch schlimmer: auf den Rücken gelegt werden sollen.

Weiß der Himmel, wo der „ausländische Großstaat" liegt! Eines hat er jedenfalls nicht: überfüllte Universitäten. „Angehörige der gebildeten Kreise" sitzen daheim am Schreibtisch und erledigen von dort aus alles. Zuvor ordnete ein über alle Klassen schwebender Schiedsrichter die Menschen nach Böcken und Schafen. Auf dem „Korrespondenzweg" dürfen sich die ersteren die Hörner am Baum der Erkenntnis abstoßen. Die Schäflein im Geiste aber weiden auf grüner Aue und lassen sich das Gras schmecken, statt es wachsen zu hören. Kurzum, das Paradies in Perfektion.

Könnte die Flöte des Rattenfängers von Hameln betörender klingen? Führte dieser jedoch mit ihr arme, unschuldige Kinder in einen Berg, aus dem es keine Rückkehr gab, ist das Opfer, das hier gebracht werden muß, weniger schmerzlich; denn wen vermag die Anzeige, ob nun echt gemeint oder nicht, wohl anzulocken? Doch nur die, welche ihre Visitenkarte möglichst schnell mit dem schönsten deutschen Vornamen schmücken wollen.

Da die Titelsucht in Deutschland in schlechter, alter Tradition auch über die Universität hinaus wächst, blüht und gedeiht, ist pathetische Entrüstung über das nationale Laster in diesem besonderen Falle selbst verdächtig. Die Schätzung, in welchem Ausmaß sich die Räume der alma mater mit dem Auszug jener Leute leeren würden, steht freilich auf einem anderen Blatt. Vielleicht sind es sogar weniger Kollegen, als man denkt, die den „Korrespondenzweg" beschreiten? Der andere Teil aber könnte befreit aufatmen. In der Universität herrschte endlich reiner Tisch, an dem sich auch der Abschluß des Studiums, den es gar nicht gibt, ungetrübter und heiterer feiern ließe.

Caesar

Fortsetzung von Seite 6 unten

kret" vor der Mensa verbrannt zu haben. Erstaunen mußte deshalb erregen, daß der gleiche Schön in seiner Eigenschaft als AStA-Pressereferent dem FU-Rektor empfahl, die Vertriebsfreiheit der Studentenpresse empfindlich einzuschränken. Schön regte an – vorgeblich im Interesse der Sauberkeit in den Universitätsgebäuden – den Vertrieb aller Zeitungen und Zeitschriften auf die nur von etwa einem Drittel aller Studenten besuchte Mensa zu beschränken, freilich mit Ausnahme des AStA-eigenen „FU-Spiegels", den Schön selbst redigiert, und des „colloquium", dessen Redaktionskollegium Schön ebenfalls angehört.
Mit der vielgeforderten „sachlichen Arbeit" war es so eine eigene Sache. Konventssitzungen kamen wegen Beschlußunfähigkeit entweder gar nicht zustande oder zu einem frühzeitigen Ende. Lediglich an politischen Großkampftagen füllte sich die Arena. Die unter dem Motto „Der AStA ist für alle da" angetretenen Abgeordneten verschleppten auf diese Weise selbst die Ausführung von noch im Jahre 1960 gefaßten Beschlüssen!

Die Reaktion der Studentenschaft auf diese Kabalen war alles andere als erfreulich. Trotz 13. August – solche Ereignisse stärkten früher das Verantwortungsgefühl der FU-Studenten – und einer intensiven Werbung fanden sich bei der letzten Konventswahl 42 Kandidaten weniger als im Vorjahr. Kein ermutigendes Ergebnis. Der bereits im Vorjahr beobachtete Trend, politisch ungebundene oder sich unabhängig gebärdende Kandidaten zu bevorzugen, setzte sich fort: Nur 9 der 66 Abgeordneten des 13. Konvents gehören einer der politischen Hochschulgruppen an – sieben dem RCDS und je einer dem SHB und dem in Berlin noch relativ starken SDS. Beide Seiten – die sich auf SDS-, LSD- und ESG-Mitglieder stützende „Linke" wie die christlich-demokratische „Rechte" – rechnen allerdings mit weitaus größeren Anhängerzahlen, wenn der Konvent erst einmal konstituiert sein wird: Man glaubt, jeweils rund 28 Kämpen ins Feld führen zu können – wenn es nach FU-Recht auch keine Fraktionen geben darf.

Das alles ist betrüblich und unverantwortlich. Ein Universitäts-Organisationsgesetz soll nämlich in absehbarer Zeit die Satzung der FU und das TU-Gesetz ablösen, in denen bis jetzt die weitgehenden studentischen Rechte garantiert sind. Bekanntlich ist noch heute nicht jeder, auch nicht jeder Berliner Hochschullehrer von der Richtigkeit dieser Regelung überzeugt. Wenn man die für alle deutschen Universitäten vorbildlichen korporativen Rechte der Studenten in Berlin bewahrt sehen möchte, kann man den neugewählten Studentenvertretern nur wünschen, daß sie aus der Sackgasse, in die sich ihre Vorgänger manövriert haben, bald herausfinden.

M. M.

buchkritik

„Was ist mit meinen Fetzen"

Vasko Popa: Gedichte – Aus dem Serbokroatischen von Karl Dedecius. Verlag Langwiesche-Brandt, 78 Seiten.

Warum wird ein Gedicht gemacht? Nicht weil etwas zu sagen ist, sondern weil etwas so gesagt werden will oder muß; ein Gedicht wird gemacht, um etwas so zu sagen, nicht um etwas zu sagen.

Der Übersetzer hat uns nicht in der uns bekannten Sprache das mitzuteilen, wovon er glaubt, daß es der Dichter mitteilen wollte. Es interessiert uns das entweder nicht, oder wir wissen es schon. Der Übersetzer hat gegenüber der Mitteilung dem den Vorrang zu geben, was – abgesehen davon, daß es nicht unsre Sprache ist – nicht unsre Sprache ist.

Beides zusammen, die fremde Muttersprache des Dichters und seine Sprache an sich, die uns fremd erschiene, auch wenn sie die unsre wäre, schließt in sich die Möglichkeit, die eigne Sprache zu bereichern, ihre Grenzen zu durchbrechen, sie zu öffnen gegen das, was d i e Sprache sein könnte: Dichtung.

Der Lyriker Vasko Popa, 1922 in einem Dorf des Banats geboren, Studium der Romanistik, Lektor, ein Vertreter des jugoslawischen Avantgardismus in Belgrad, ist jetzt auch bei uns zu sehen auf dem schwarzen Umschlag eines der Bändchen von „Langwiesche-Brandt" und darin zu lesen in der Übersetzung von Karl Dedecius, der für den selben Verlag Majakowski übersetzte und dafür von Pasternak mit dem Satz bedacht wurde: „Vortrefflichere Übersetzungen dieser dichterischen Gattung kann es wahrscheinlich nicht geben."

Popa, er spricht auch deutsch, schrieb Dedecius: „Ich betone . . ., daß mir Ihre Arbeitsweise und der ständige Kontakt, den Sie mit mir anstreben, außerordentlich gefallen."

Dedecius lernte Vasko Popa zuerst durch eine polnische und durch eine französische Übersetzung kennen und lernte dann serbokroatisch, die Sprache, in der Popa schreibt. Seine Übersetzertätigkeit dürfte in diesem Fall erst recht keine leichte gewesen sein, denn Popa hat die jugoslawische Folklore – er befaßt sich mit dem Sammeln und Erforschen alter Volkslieder, Sprüche, Rätsel, Zauberformeln und Wortspiele – in seinen Gedichten mit verarbeitet. Moderne Bewußtseinsinhalte verbinden sich mit sprachlicher Naivität: schon allein aus dieser scheinbaren Diskrepanz entwickelt sich Spannung. Oft, nicht immer, gelingt es der Übersetzung, etwas von schon verloren geglaubter Unschuld des Dichterischen spürbar werden zu lassen: Verse von aufregender Einfachheit des Wortmaterials, von provozierender Primitivität.

So liest man unter dem Zyklus „Gib mir meinen Kram zurück" – die französische Ausgabe der Gedichte Popas erschien unter dem Gesamttitel „Rends moi mes chiffons" –: „Was ist mit meinen Fetzen / Gibst du sie nicht zurück willst du nicht / . . . Ich bring dir im Kopf Tag und Nacht durcheinander / Du wirst mit der Stirn an meine Pforte schlagen / . . . Du wirst schon sehn was ich dir kann."

Aber es ist ganz sinnlos, Einzelnes, Kostpröbchen herauszureißen, Popas Gedichte wirken erst dann eigentlich neu und erregend, wenn seine unverbrauchten Bilder über längere Zeit auf einem eintrommeln in ihrem imponierend hartnäckig durchgehaltenen aufmuckenden Staccato. Neu ist nicht seine Methode an sich, die Auflösung des Ich im Universum, die Spaltung von Erlebnis-Atomen, wie sie Dedecius bezeichnet, neu für uns ist die Durchführung, dieser burschikose Lyrismus. Mag sein, daß die deutsche Sprache diesen sympathisch undekadenten Eindruck durch ihre spröde Härte verstärkt. In der französischen Übersetzung von Zoran Michitch und Alain Bosquet klingt das oft eine Nuance zu elegant oder auch zu gewollt primitiv.

Die Gedichte Vasko Popas verblüffen auf positive Art mit Mitteln, mit denen ein Gedicht verblüffen sollte: nicht mit gummiweiten i n n e r e n Anliegen und Ansprüchen, sondern mit echter Originalität im Formalen.

Hans Georg Rockemer

Miller für die Tasche

Rowohlt-Paperbacks, Ein Henry Miller Lesebuch, 345 Seiten, DM 9,80, 1961.

„Ich bin ein Mensch, der viel und häufig pißt, was ein Zeichen großer geistiger Regsamkeit sein soll." Dieser Satz des großen Henry Miller bestätigt sich allein schon, wenn man die 29 Buchtitel, die bis jetzt in deutscher Übersetzung vorliegen, betrachtet, aber einige hundert Aquarelle hat er auch noch gemalt und Jahrzehnte hochschweifenden Lebens in internationalen Gossen und Hotels hat er auch noch gelebt und keiner seiner Leser kann abschätzen, wie lange dieses für sie und ihn lustvolle Unternehmen noch fortlaufen soll.

Henry Miller ist ein Stoffwechselmensch, der eigentlich nichts anderes will, als seine monströse Vitalität einigermaßen effektvoll zu abstrahieren. Er scheint alles gelesen zu haben und mit derselben Wut wieder alles vergessen zu wollen. Seine früheren Götter waren Nietzsche, Spengler und Dostojewski, sein jetziger Gott ist Henry Miller, von dem er nicht genug kriegen kann. Natürlich hat er Anliegen, will, daß die Menschen wer weiß was überwinden, aber ich glaube ihm kein Wort davon; Ideen benutzt er nur, um seine vitalen Qualitäten auszulösen.

Ein paar Sterne seines Feuerwerkes enthält diese Lesebuch-Auswahl, in der er selbst jedes kleine Prosastückchen eifrig kommentierend mit genießerischem Zungenschnalz auf angewärmtem Teller vorschneidet. Die besten Stücke sind „Wiedersehn in Brooklyn" (des Meisters Heimkehr ins kleinbürgerliche Daheim nach zehnjähriger Weltbummelei) und „Dijon" (die Geschichte einer trüben Ankunft in einem Provinzstädtchen). Die schwache Stelle der Prosa-Auswahl ist „Berthe" ein rührendes Hurenstückchen, bei dem einem die Tränen kommen könnten, gäbe es die übrige moderne Literatur noch nicht. Langweilig wirds, wenn Miller versucht seine sonst so achtbaren Verrücktheiten zu definieren: ein paar mittelmäßige Essays, von denen nur der profitieren kann, der in einer Henry-Miller-Welt lebt, und das tun doch nur wenige, eigentlich nur er.

Klaus Habermeier

Masche mit Haut und Haare

Hans Christian Kirsch: „Mit Haut und Haar", Roman, Paul-List-Verlag. 1961.

Der Zitate möchte ich mich enthalten, weniger, um den Autor, der mir eine Zeit lang oberflächlich bekannt war, nicht noch mehr bloßzustellen; vielmehr reicht die sprachliche Gestalt des Buches nicht bis zu jener unteren Grenze hinauf, wo Zitate sinnvoll sind. Wir sind hier nicht auf persönliche Anfeindungen aus: das Symptom liegt in einer Art sehr verbreiteten literarischen Ehrgeizes, der hinter einer vitalen und auf Unmittelbarkeit bedachten Gestik zu vertuschen weiß, daß keine moderne Wirklichkeitserfahrung sondern das jeweilige moderne literarische Bildungserlebnis bloß ihn stimuliert. So kommt Literatur zustande, die immer up to date ist, und so schlecht, daß man als Kritiker Gefahr läuft, sich zu kompromitieren, insofern man überhaupt von ihr Notiz nimmt.

Zur Orientierung trotzdem: Kirsch, der Erzähler, „Chase" nennen sie ihn, berichtet, wie er mit Freunden, besonders mit Harry Winter, einem angehenden Schriftsteller, durch halb Europa trampt. Es beginnt mit der Flucht aus der Zone, nach und nach wird der freie Westen, inklusive Spanien, abgeklappert, Frankfurt und seine Uni ist die jeweilige Zwischenstation, man liebt, jazzt, trinkt, schreibt Gedichte und studiert zwischendurch, nimmt aber auch fleißig zu innen- und außenpolitischen Tagesereignissen Stellung, philosophiert, oder gibt im Stil der Reiseprospekte blütenreiche Gesamteindrücke der besuchten Städte. Der gesellschaftliche Status der Tramper ist bestimmt als ein Clan intellektueller Outsider zwischen 19 und 25, wie er sich unter Studenten bildet, man kennt das, Pernod und schwarze Zigaretten werden zum Emblem einer utopischen desinvolture, grad so gut, wie BGB und Bierzipfel die nicht weniger utopische Kodifizierung d e s Lebens emblemisieren, gegen das m a n ist. Utopisch, denn spätestens mit 25 ist man auseinandergelaufen, und wer sich nicht beizeiten nach der Decke der Erwachsenen gestreckt hat, nicht schlau genug war, seine Wiso-Diplomarbeit im Hinterhalt weiterzubetreuen, muß sich bieten lassen, daß er ein paar Lohnstufen niedriger „verkommt".

Es hätte also bei dem vorliegenden Thema angestanden, ein Jugendbuch zu schreiben, und zwar mit aller Rücksicht auf die geringe soziale und literarische Relevanz des Jugendbuches. Jugendbuchähnliche Züge trägt denn auch die spezifische Erlebnisstruktur des Erzählten. Das Buch hat zwar die Gattungsbezeichnung „Roman" und auch der Autor entblödet sich nicht, in seinem Vorspann zu erwähnen, daß alle in seinem Buch vorkommenden Personen frei erfunden und in keinerlei Beziehung zu Lebenden stünden, aber, abgesehen davon, daß Kirsch eine Reihe von zeitgeschichtlichen Ereignissen nach Art des Erlebnisbuches ziemlich einfältig abschildert, wimmelt es, soweit ich nachprüfen konnte, von Figuren, die mit lebenden Personen nur den Namen nicht gemein haben, und man fragt sich im übrigen vergeblich nach der Ironie, die den Verlag zu jener Ehrenerklärung des Autors bewogen haben mochte; zumal es bei der tiefen Harmlosigkeit des Werkes einen Schlüsselroman wohl kaum zu schützen galt.

Die These vom Jugendbuch unterstützen könnte ebenso des Autors sprachliche Beschränkung auf den mittlerweile markt- und werbegängig gewordenen Jargon der Halbstarken, Teenager, sowie einer gewissen Schicht junger Intellektueller, – vom großen kostbaren Braukessel des Rotwelsch sahnt Kirsch wenigstens nicht mehr als Twen-geläufiges ab; und das ist für ein Buch, das inhaltlich so weit außerhalb der kodifizierten bürgerlichen Lebensform zu stehen behauptet, wenig, bitter wenig.

Eine solche Klassifizierung (und die mildernden Umstände, die sie für das Buch mit sich bringen könnte), ist denn auch, wie sehr sie vom Thema, von der Erlebnisstruktur, von der Sprache her gerechtfertigt wäre, nicht haltbar, bedenkt man, mit welchem riesigen literarischen Anspruch Kirsch auftritt. Kirsch hat Kerouac gelesen und – neben Konzeption und Komposition seines Buches – vom Autor des „On the Road" übernommen, was dieser bereits bei Henry Miller adaptierte; Kirsch hat sicherlich auch Henry Miller selbst gelesen, und von diesem sich angeeignet, was Miller selbst wiederum von der großen europäischen Tradition lernte und allein durch seine typisch amerikanische Version bisher aus den Klischees heraushalten konnte: Ich meine die Art und Weise, in der Miller die eigene privat-verrückte Schriftstellerexistenz ausspielt (und damit unfreiwillig einige tausend europäische Literaten in den Glauben versetzt, sie seien Genies, nur weil sie wie Miller sich an der Schreibmaschine als ein Gott vorkommen und im übrigen den Kopf voll Literatur und den eigenen literarischen Fall haben). Eine bildungspessimistische kühle europäische Avantgarde, die die Gewichte von der dichterischen Existenz auf die dichterische Gestaltung wieder zurückverlagert, hat zum Glück mit dieser maßlosen Überschätzung des vital-verrückten Bildungsmenschen aufgeräumt. Kirsch nichtsdestoweniger empfängt die traditionelle Botschaft aus Amerika neu und bemerkt nicht, wie sie ihm sofort zum Klischee erstarrt. Das fängt an mit dem Motto, – dann die Widmung: lautet „Für . . ., Dieter und all die andern, die heimwärts schauten und keinen Engel sahen" (sic!), aber nicht nur daß man inhaltlich von Literatenliebe, -glaube und -leben mehr als erträglich vorgesetzt bekommt, – vielmehr schwingt das literarische Bildungserlebnis in der gesamten Sprachbewegung mit; von ihm geht der Elan des Buches aus: es bleibt – statt kritischer Vitalität – der Eindruck sentimentaler Spontaneität.

Einmal wieder zeigt sich an Kirschs Buch, daß der Verzicht auf die mancherorts geschmähten verzwickten Stilisations- und Kompositionsweisen der Moderne eben nicht zu größerer Unmittelbarkeit, sondern geradewegs ins Klischee führt. Soziale, politische Urteile schrumpfen wie zwischen den Schläfen eines Studentenfunktionärs, Landschaftsschilderungen, Eindrücke von Städten halten das Niveau besserer Reiseprospekte, Liebesszenen wünscht man in die Illustriertenromane zurück, denen sie entnommen scheinen, und wo man auf eine ehrliche Schweinerei hofft, bleibt es bei den üblichen sentimentalen Partysauereien. Kirsch hat, um im Jargon zu bleiben, eine Masche abgezogen, sonst nichts.

Hermann Piwitt

Marxismus à la SPIEGEL

*** Georg Wolff, Warten aufs letzte Gefecht, Du Mont Schauberg, Köln, 1961, Ganzleinen DM 18,50**

Ausgehend von dem vielbeachteten Konflikt zwischen der Sowjetunion und China über die Frage, ob in der Gegenwart Kriege vermeidbar oder unvermeidbar seien, unternahm es im vergangenen Jahre der SPIEGEL, eine Artikelserie über „Herkunft und Geschichte, Wesen und Ziele des Marxismus-Leninismus" zu veröffentlichen, die in etwas überarbeiteter Form als Buch erschienen ist*. Breit-theoretische und historische Exkurse wollen nach bewährter Manier den Eindruck erwecken, es werde kritisch über die Unmittelbarkeit der Tagesfragen hinausgegangen und deren Hintergrund beleuchtet. Ohne Zweifel wird das Gefühl halbintellektueller Kreise, nach der Lektüre eines SPIEGEL-Artikels bestens informiert zu sein, nach dem Konsum eines ganzen SPIEGEL-Buches zu der festen Überzeugung werden, sich mit dem Kommunismus, wie das auf Neudeutsch heißt, endlich einmal „geistig auseinandergesetzt" zu haben.

Namentlich in seinem theoretischen Teil bleibt das Buch indessen hinter seinem Anspruch zurück. Anstatt dem wirklichen Impuls der kritischen Theorie der Gesellschaft nachzugehen, bietet es dümmlichste Fehlinterpretationen aus der Mottenkiste der Marxforschung an. Alle geläufigen Gemeinplätze sind hübsch säuberlich versammelt. Da ist die oberlehrerhafte Ansicht, Hegels Dialektik bestehe in einer klappernden Mühle von These, Antithese und Synthese. Da ist die Legende von der primitiv-mechanistischen Welterklärung bei Marx und was dergleichen mehr ist.

All' diese von oben herab vorgetragenen Meinungen, deren Dignität einzig darin besteht, daß sie heute weitverbreitet sind, wollen einem Denken etwas am Zeuge flicken, dessen Motivationen sie nicht einmal an der Oberfläche kratzen. SPIEGEL-Autor Wolff vertritt die wohlfeile Skepsis jener, von denen schon Hegel bemerkt hat, daß sie nur deshalb über den Sachen zu stehen wähnen, weil sie nie in ihnen waren. So spricht Wolff von der „grausamen Operation, die Marx am Menschen vornahm, indem er ihn zum hungernden Klassenkämpfer reduzierte", ohne es sich auch nur in den Sinn kommen zu lassen, ob es nicht am Ende die negative Totalität der Gesellschaft selber eine solche Reduktion am Menschen längst vorgenommen hatte. Auch will es ihm nicht in den Kopf, wie einer die seitherige Geschichte als bloßen Naturprozeß denunzieren und zugleich die Menschen dazu auffordern kann, endlich Hand anzulegen.

Daß das vom Pamphletisten Schwarzschild genüßlich zusammengetragene, allerdings reichhaltige Schimpfwortarsenal Marxens aufgeführt wird, versteht sich am Rande. Wo es freilich um die heute so beliebte Rede von der „menschlichen Selbstentfremdung" geht, läßt Wolff sich nicht lumpen. Im Stil der Kempner gesteht er Marx zu, daß er „tief in den Kasematten der Zwingburg aus lauter Wissenschaft . . . ein weiches Herz verwahrte".

Glücklicher ist die Darstellung in ihrem weitaus umfangreicheren historisch-referierenden Teil. Überhaupt liegt die Stärke des Buches in der Dokumentation, der zeitgeschichtlichen und politischen Analyse. Das reichhaltige, sonst schwer zugängliche Bildmaterial ist nicht nur politisch, sondern auch kultur- und sittengeschichtlich von hohem Interesse.

Gut kommt bei der Entwicklung der historischen Bedingungen, die zum Leninismus und zur bolschewistischen Diktatur führten, das Spezifische der russischen Geschichte heraus, obwohl auch hier häufige Eskapaden ins Anekdotische und Pikante nicht fehlen. Wichtiger als Herzens Hegelianismus etwa ist für Wolff die Tatsache, daß dessen Frau mit Herwegh durchbrannte. Bakunins Anarchismus wird prompt aus „sexuellen Gründen" abgeleitet.

Die Sprache weist das Buch als echtes SPIEGEL-Produkt aus. Es sei zugegeben, daß historische Darstellungen nicht unbedingt „den gestelzten Ton der philosophischen Fachsprache" an sich haben müssen, den Wolff an Marx bemängelt. Aber eins steht fest: zu solch bildschönen Anglizismen wie „Fidel Castros Kuba" oder „das Jahr 1849 sah Bakunin neben Richard Wagner auf den Barrikaden eines Dresdner Aufstands" hat selbst Marx, der gerade auf diesem Gebiet gewiß nicht ganz sündenfrei ist, es nicht gebracht.

A. S.

Die verspätete Nation

*** Helmuth Plessner, Die verspätete Nation – Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes, Kohlhammer Verlag, Stuttgart, 1959, 174 S., Leinen DM 14,50.**

Vor nun fast schon zwei Jahren erschien in der zweiten Auflage, – die erste war 1935 in der Schweiz erschienen – kaum bemerkt vom Publikum ein Buch*, das bis zum heutigen Tage leider nicht das Echo gefunden hat, das es verdient, denn es ist eines der erhellendsten Bücher, das je zur deutschen Geschichte geschrieben wurde.

Daß es so wenig Aufmerksamkeit fand, mag nicht zuletzt am Titel liegen, stört es uns doch kaum, daß wir eine **gespaltene** Nation sind. Plessner ist sich dessen auch selbst bewußt, wenn er – Golo Mann zitierend – schreibt: „die Frage, was Deutschland sei, und was es mit sich anfangen sollte, war vor hundert Jahren so unausweichlich, aber die Zeit hat sehr schnell gearbeitet". Die „deutsche Frage" ist denn heute auch tatsächlich, trotz Spaltung, nicht mehr eine nationale, allenfalls eine internationale und das heißt in Wirklichkeit eine ideologische.

Aber Plessners Buch ist im Grunde auch gar keine Geschichte des deutschen Nationalismus, auch keine Genealogie des Nationalsozialismus, wie es, etwas mißverständlich, im Vorwort heißt, eher schon eine Art Ideologiegeschichte der deutschen Nation, die Geschichte von Entstehung und Bankrott der deutschen Innerlichkeit vor allem, die Plessner mit Thomas Mann für unser „Bestes" hält, das uns „durch Teufelslist zum Bösen ausschlug."

Wie war es möglich, daß die nationalsozialistische Ideologie und Politik beim deutschen Bildungsbürgertum eine so große Resonanz fand? Das war die Frage, von der Plessner, in die Emigration getrieben, 1934 ausging. Und da die unmittelbaren Gegebenheiten von Versailles, Inflation und Weltwirtschaftskrise ihm keine ausreichende Erklärung zu sein schienen, verfolgt er die Spur der Ereignisse bis zurück zu jenem verhängnisvollen Zusammentreffen von Luthertum und kleinstaatlichem Absolutismus, dessen Ergebnis der spezifisch deutsche Kulturprotestantismus war.

Die Verdrängung der religiösen Kräfte aus der „zwangsstaatskirchlichen" Organisation der lutherischen Kirchen und die verhinderte Entfaltung der politischen Energien brachten gewiß die schönste Frucht der deutschen Innerlichkeit, die deutsche Musik und die Philosophie des deutschen Idealismus hervor. Sie setzten jedoch gleichzeitig einen Säkularisations- und Reduktionsprozeß in Gang, der in Ermanglung haltender Traditionen unaufhaltsam zum Verfall der überweltlichen Autorität Gottes wie der innerweltlichen der Vernunft führte und schließlich bei der Biologie, der Rasse, bei Blut und Boden und damit im totalen geistigen, moralischen und politischen Bankrott endete.

Vieles mußte in dieser verkürzenden Skizze des Plessner'schen Gedankenganges ausgeklammert werden, Der Autor möge es verzeihen. – Einige der verhängnisvollsten Entwicklungen der deutschen Geschichte, wie etwa die Entfremdung Deutschlands vom Westen, sind heute politisch korrigiert. Voraussetzung eines auch innerlichen Nachvollzuges dieser Korrekturen ist die Wiedergewinnung eines gesunden politischen und historischen Bewußtseins. Zu diesem Prozeß kann dieses Buch einen wertvollen Beitrag leisten – wenn es gelesen wird.

ft.

Gefährliche Volksausgabe

„Niemand konnte die nationale Umwälzung dieses Jahres mehr herbeisehnen als ich" schrieb Oswald Spengler 1933 in der Einleitung zu einer Neuauflage seines Buches „Jahre der Entscheidung". Dem „Deutschen Taschenbuch Verlag", München, blieb es vorbehalten, dieses Werk neu herauszubringen. Für 2,50 Mark ist es nun wieder in jeder Buchhandlung zu haben. Es mag als Dokument zur ideologischen Genesis des Nationalsozialismus gedacht sein – aber da es als Taschenbuch erschienen ist, wird es auch jenen zugänglich, die krampfhaft nach einem Kronzeugen für ihren militanten Vulgärdarwinismus suchen. Das hätte man im Lektorat des DTV bedenken sollen.

Frank Berger

rage
ge

umfrage

frage

UMFRAGE

31 Autoren antworten dem DISKUS

1. Welche Bücher aus dem Jahre 1961 scheinen Ihnen dauerhafter als eine Hartwurst?

2. Welche Bücher von 1961 werden Sie in diesem Jahr an ein Vorstadtantiquariat abstoßen?

3. Welcher Autor, glauben Sie, schreibt a) zu viel b) zu wenig

4. Welchem Kritiker wünschen Sie größeren Einfluß?

5. Welche 3 nach dem 2. Weltkrieg entstandenen Bücher möchten Sie geschrieben haben?

6. Aus welchem Verlag riechen Sie ein frisch aufgeschlagenes Buch am liebsten?

Alfred Andersch

1. Keines. Ich pflege Bücher, – auch im Scherz nicht –, mit Würsten zu vergleichen. Ein sehr gutes Buch ist Nathanael West's „Schreiben Sie Miss Lonelyhearts", 1961 zum erstenmal in Deutsch erschienen.
2. Nehmen Sie an, ich würde Ihnen darauf einen Namen und einen Titel nennen – welche Wirkung hätte das auf den betreffenden Autor? Es gibt doch schließlich Grenzen der Unhöflichkeit, finden Sie nicht? Autoren sind Menschen – man kann nicht einfach mit dem Knüttel auf sie einschlagen.
3. Wenn ein Mann oder eine Frau ein Autor ist, – ich muß Sie bitten, einmal über das Wort „Autor" nachzudenken –, dann schreibt er genau soviel, wie er schreiben muß.
4. Den Leuten um die Zeitschrift „Filmkritik" wünsche ich Einfluß auch auf die Literatur.
5. Keine. Ich bin ein Feind historischer Conditionalsätze. Ich kann nur meine eigenen Bücher schreiben.
6. Alle Verlage bringen gute und schlechte Bücher heraus. Ich rate dringend davon ab, sich von Verlagsnamen faszinieren zu lassen. Der Ruf guter Verlage hat seinen Grund, aber es finden sich wunderbare Bücher oft ganz abseits. Man muß suchen, suchen, suchen.

Reinhard Baumgart

1. Uwe Johnson, Das dritte Buch über Achim
2. Junichiro Tanizaki, Der Schlüssel
3. a) Romano Guardini; b) Klaus Roehler
4. Helmut Heißenbüttel
5. Ich möchte schreiben können wie manche Autoren, aber nicht ihre Bücher geschrieben haben
6. Natürlich Piper (dort habe ich selbst noch Einfluß auf den Geruch, den die Bücher ausstrahlen und in dem sie stehen)

Hans Bender

1. Jean Paul, Grabbe, Nestroy und andere Klassiker-Ausgaben
2. „Clea" von Lawrence Durrell
3. a) Henry Miller; b) Walter Höllerer
4. Keinem einen größeren
5. William Goyen „Haus aus Hauch"; Jerome David Salinger „Der Mann im Roggen"; Elio Vittorini „Im Schatten des Elefanten"
6. Carl Hanser Verlag, München

Max Bense

1. Eigene
2. Keine eigenen
3. a) Ich, in einer Hinsicht; b) ich, in anderer Hinsicht
4. Mir
5. Nur die eigenen
6. Aus dem eigenen

Chris Bezzel

1. Vom wirklich Neuen: nicht daß ich wüßte. Aber wichtige Ausgaben: F. Kafka: Die Erzählungen; A. Holz: Phantasus; Karl Valentin: Gesammelte Werke.
2. Ingeborg Bachmann: Das dreißigste Jahr; Horst Bingel: Deutsche Lyrik. Gedichte seit 1945.
3. a) Z. B. Walter Jens: viel zu viel. b) Franz Mon, Hermann Peter Piwitt, Ror Wolf.
4. Günter Blöcker.
5. Günter Eich: Botschaften des Regens; Eugène Ionesco: Die kahle Sängerin; Hans Arp: Worte mit und ohne Anker.
6. Mal von Fischer, mal von Suhrkamp, mal von Neske.

Horst Bingel

1. Leider nicht alle gelesen, doch gehören für mich Harry Graf Kesslers „Tagebücher" zu den Hartwürsten, etwas verdaulicher vielleicht: Ungarettis „Gedichte".
2. Keine. Zu Vorstadt-Antiquariaten ist der Weg zu weit.
3. a) Alle, einschließlich des Unterzeichnenden. b) Albrecht Fabri – oder: Konrad Adenauer.
4. Günther Busch, München.
5. Einiges von Celans „Mohn und Gedächtnis", Krolows „Fremden Körpern" und dem „Russischen Regenbogen" von Hermann Lenz.
6. Vom Verlag Eremiten-Presse, weil man im Hause Stomps mit der Druckerschwärze nicht zu sparsam umzugehen versteht. Sollte Ihre Frage anders aufzufassen sein, rieche ich die französische Theater-Reihe, Tardieu u. a., des Hermann Luchterhand Verlages am liebsten.

Bazon Brock

1. Alle
2. Das hängt von meiner finanziellen Lage ab
3. a) keiner, b) alle
4. Nur dem besten, nur mir selber
5. Die neue Bibelübersetzung; die Blechtrommel; ein Werk über die Entzifferung der mykenischen Schrift
6. Aus dem in dem es am meisten stinkt

Kasimir Edschmid

1. Der Vergleich ist unpassend, zumal ich das Zeug nicht esse. Aber immerhin: dauern werden die gesammelten Werke René Schickeles.
2. Nicht meine Gewohnheit.
3. a) Die Unterzeichner der vier Resolutionen. Es sind zumeist die gleichen. b) Diejenigen, die Bescheid wissen über die Weltsituation.
4. Rudolf Krämer-Badoni.
5. Hemingway: „Über den Fluß und in die Wälder"; Hermann Kesten: „Meine Freunde, die Poeten".
6. Kurt Desch.

Hans Magnus Enzensberger

1. Uwe Johnson „Das dritte Buch über Achim"; Nelly Sachs „Fahrt ins Staublose"; Bert Brecht „Flüchtlingsgespräche"; C. E. Gadda „Die gräßliche Bescherung in der Via Merulana"; Samuel Beckett „Wie es ist"; Maccullers „Ballade vom traurigen Café"
2. Habe einen ganzen Schubkarren voll unverkäuflichen Wortgemüses im Schuppen
3. a) Jeder, b) keiner
4. Walter Maria Guggenheimer, Jürgen Becker
5. Keines; man schreibt nicht ungestraft anderer Leute Bücher
6. Aus meinem eigenen

Martin Gregor-Dellin

1. Eine Hartwurst hält sich, wie ich mir sagen ließ, bestenfalls von Messe zu Messe. Aber dann wäre die Zahl der aufzuführenden Bücher noch zu groß. Sprechen wir, um das Hartwurstgleichnis zu verlassen, lieber von den Büchern, die aus anderem Stoff gewebt sind, halb aus Träumen, halb aus Geist: Thomas Wolfes Briefe, „Die Zimtläden" von Bruno Schulz, „Die Rückkehr des Filip Latinowicz" von dem Jugoslawen Miroslav Krleza, Virginia Woolfs „Orlando", „Der schwarze Spiegel" von Jorge Luis Borges, ein Kunstband von Duncan: „Der unbekannte Picasso" und die Briefe von Thomas Mann – eine Art Salami, je länger, je lieber. Sonst nichts oder wenig.
2. Keines. Ich habe zu viele Freunde. Und die Bücher, die zu schlecht sind für meine Freunde – und ich schenke schlechte Bücher nicht einmal meinen Feinden –, diejenigen also, die ich niemandem anzubieten wage (Romane wie „Die Nachkommen des Ulenspiegel" oder „Bettelt nicht um Wunder") nimmt mir kein Antiquariat ab. Ich gebe sie meiner Tochter. Sie baut Häuser mit ihnen wozu sie, ihrer Herkunft aus Holz nach, besser von Anfang an bestimmt gewesen wären.
3. a) Böll, b) keiner.
4. Nun werden Sie wohl erwarten, daß ich antworte: mir selbst. Aber Einfluß worauf? Ich bin da sehr bescheiden. Vermutlich überschätzen Sie die Kritik: wesentlich bestimmt sie weder den Verkauf, noch ändert sie den Autor. Und das literarische Werturteil setzt sich, jenseits von Jens oder der Gruppe 47, eines Tages von selbst durch.
5. Gerd Gaisers „Schlußball" könnte ich mir als Sturm- und Drang-Periode denken, zeitkritisch. Hans Erich Nossacks „Unmögliche Beweisaufnahme" wäre dann das hintergründige Zwischenstück vor „Das Los unserer Stadt" von Schnurre, um endlich der Phantasie ihr Recht zu geben. Aber Sie verführen zu Unerlaubtem. Man schreibt nur, was man unzulänglicherweise selbst schreibt – oder man ist Borges.
6. Das ist unlauterer Wettbewerb. Es müßte heißen: Welche Bücher riechen am besten? Die guten natürlich.

Eugen Gomringer

1. „Ciam 59 in Otterlo," aus der Reihe „Dokumente der Modernen Architektur"
2. Schon 1961 weggegeben!
3. a) Böll, Grass etc.; b) Albrecht Fabri, Eugen Gomringer
4. Albrecht Fabri, Eugen Gomringer etc.
5. Viktor von Weizsäcker: Anonyma; Ernst Jünger: Der Weltstaat; Philosophical Investigations von Ludwig Wittgenstein
6. Max Niemeyer Verlag Tübingen

Peter Hamm

1. Franz Jung, „Der Weg nach unten" (Luchterhand-Verlag); Heinrich Böll, „Brief an einen jungen Katholiken" (Kiepenhauer & Witsch); Nelly Sachs, „Fahrt ins Staublose" (Suhrkamp-Verlag); Uwe Johnson, „Das dritte Buch über Achim" (Suhrkamp); Vladislav Vancura, „Der Bäcker Jan Marhoul" (Verlag Deutsche Volksbücher); Witold Gombrowicz, „Tagebücher" (Neske-Verlag).
2. Ich gebe ansonsten grundsätzlich keine Bücher ins Antiquariat, aber Ihnen zuliebe mache ich gerne eine Ausnahme und trage gleich morgen folgende drei Titel ins Antiquariat (obwohl ich sehr bezweifle, daß man mir sie abnimmt): Franz Schonauer, „Die Literatur im Dritten Reich" (Otto Walter Verlag); Martin Walser, „Die Alternative – oder brauchen wir eine neue Regierung?" und Hans Werner Richter, „Die Mauer: oder der 13. Aug." (beide Rowohlt).
3. Zweifelsohne W. D. Schnurre (weiß allerdings nicht, ob man den nicht unter die Maurer rechnet); Ersatzmann: Walter Jens. b) Wolfgang Koeppen.
4. Mir selbst.
5. Die Bücher, die ich am liebsten geschrieben hätte, sind fast alle vor dem oder im 2. Weltkrieg entstanden. Hier die Nachkriegsbücher, die ich auch ganz gerne verfaßt hätte: Jack Kerouac, „Unterwegs", und Albert Camus, „Der Fall" (beide Rowohlt-Verlag), Günter Bruno Fuchs, „Brevier eines Degenschluckers" (Carl Hanser Verlag); Anna Seghers, „Ausflug der toten Märchen und andere Erzählungen" (Aufbau-Verlag).
6. Selbstverständlich aus einem Verlag der DDR, sagen wir aus dem Verlag Volk & Welt Berlin; dort riechen die Bücher wenigstens noch nach Klassenkampf. Ist diese Antwort unzumutbar, d. h. muß es ein bundesrepublikanischer Verlag sein, so kann ich nur sagen: an westdeutschen Büchern pflege ich nicht zu riechen.

Herbert Heckmann

1. G. Grass: Katz und Maus, weil beide Tiere die Existenzdauer einer Hartwurst zu begrenzen wissen. Von einem umgekehrten Falle ist mir nichts bekannt.
2. Ich neige dazu, derartige Bücher der Mülltonne zu schenken. Mir ist freilich nicht bekannt, welche diskreten Antiquare der Städtische Fuhrpark aufsucht.
3. a) Es muß gesagt werden, daß Friedrich Sieburg die Tinte zuweilen nicht halten kann. b) Zu wünschen wäre, daß Ilse Aichinger mehr schriebe.
4. Wohl Walter Jens.
5. Gern hätte ich das Schiff von H. E. Holthusen geschrieben, weil ich es nach dieser Leistung verbrannt hätte, ein Umstand, den ich mir als gute Tat anrechnen würde, soweit das meine Bescheidenheit erlaubte. – Allzugern hätte ich das Frankfurter Adreßbuch geschrieben, schon wegen der Fülle der Charaktere. – Das gewisse Lächeln der F. Sagan wegen der Tantiemen und aus keinem anderen Grunde.
6. Ein Werk aus einem Sparkassenbuchverlag.

Helmut Heissenbüttel

1. Enzensberger „Allerleirauh"; J. L. Borges „Der schwarze Spiegel"; C. E. Gadda: „Die gräßliche Bescherung in der Via Merulana".
2. Keines. Wenn ich eins über hab, verschenke ichs lieber.
3. Keiner. Es wäre unbillig von mir, zu erwarten, ein Autor solle sich nach mir richten und mehr oder weniger schreiben, als er tut. Ich bin überzeugt, jeder schreibt, soviel er Lust hat.
4. Keinen. Es müßte schon einer sein, den ich nicht kenne. Von denen, die ich kenne, haben einige sowieso schon zuviel.
5. 1951 wünschte ich „Der Reiter" von H. C. Branner geschrieben zu haben. 1962 würde ich sagen „My Years With Ross", Claude Mauriac „Abendessen in der Stadt", Stanley Ellin „Sanfter Schrecken".
6. Goldmann, Ullstein, Kiepenhauer und Witsch Krimis.

Wolfgang Hildesheimer

1. Ich weiß nicht, wie dauerhaft eine Hartwurst ist.
2. In Poschiavo, wo ich wohne, gibt es kein Antiquariat, und wenn es eines gäbe, so würde es manches der Bücher, die ich abstoßen würde (das grauenhafteste von ihnen ist Edschmidts Buch über den Expressionismus), gar nicht nehmen.
3. Das kann ich nicht sagen, ich bin mit so vielen befreundet.
4. Einem Kritiker namens Klaus Heinz Metzger, dem ich nur hin und wieder im „Magnum" begegne, der allerdings vornehmlich über Musik schreibt. Aber wie!!
5. Keines, obgleich ich viele bewundere. Am ehesten noch Becketts „Molloy".
6. Suhrkamp.

Walter Höllerer

1. Nichts geht über eine Hartwurst
2. Werden? Bereits geschehen
3. a) Jeder, b) jeder
4. Günter Blöcker, aber auf die Zentralaustralische Literatur
5. Drei nur in meinem Kopf entstandene
6. Aus einem neu zu gründenden

Walter Jens

1. Bruno Schulz: „Die Zimtläden"; Uwe Johnson „Das dritte Buch über Achim"; „Die Stimme des Menschen" (Briefe).
2. 83 Prozent der mir zugesandten Bücher.
3. a) Hans Egon Holthusen; b) Ilse Aichinger, Wolfgang Hildesheimer.
4. Immer noch: Walter Benjamin.
5. Camus „Der Fremde"; Pavese „Die einsamen Fräulein".
6. Neske und Diogenes.

Hermann Kesten

1. In der Tat habe ich es nicht gern, wenn man über Bücher auf eine geschmacklose Art spricht. Aber jungen Leuten soll man viel verzeihen (auch alten Eseln!). Und besser, Sie sprechen schlecht von guten Büchern, und lesen sie, als daß sie gut von schlechten Büchern sprächen. Gute Bücher 1961? Heinrich Mann, Ein ernstes Leben; Thomas Mann, Briefe; Enzensbergers, Allerleirauh; Kästners, Notabene 1945.
2. Da ist keines in Rom, leider. Denn ich fahre im Mai nach New York, für ein Jahr, und hätte an die tausend Bücher „abzustoßen". Ich werde sie an hiesige Bibliotheken verschenken müssen. Würde ich meine Wohnung behalten, behielte ich auch die Bücher. Schlechte Bücher können einem Autor zuweilen nützlich sein. Man muß nur wissen, wie schlecht die schlechten Bücher sind.
3. a) Keiner, b) keiner.
4. Keinem. Jeder Kritiker hat den Einfluß, den er verdient. Aber es gibt viele Kritiker, die ich mit Vergnügen und Gewinn lese, von Willy Haas bis Hans Magnus Enzensberger, von Friedrich Torberg bis Hans Bender, von Wolfgang Koeppen bis Ludwig Marcuse, von Kirn bis Kersten. Und erst die Kritiker, die mich loben! Und jene, die mich mit Verstand angreifen. Aber gibt es solche?
5. Unsinn! Da gibt es etwa hundert Bücher, die ich noch nicht geschrieben habe, und ich sollte die Bücher anderer „hätte haben schreiben wollen" oder „möchte haben sie geschrieben", oder was noch? Die schlechten Bücher der andern möchte ich um keinen Preis geschrieben haben. Und die guten Bücher der andern möchte ich nicht schreiben, kann ich nicht schreiben. Sie sind gut, weil sie eben das beste ihrer Autoren sind. Da müßte ich also wünschen, ein anderer Autor, ein anderer Mensch zu sein?
6. Aus allen meinen Verlagen. Und es gibt an die hundert Verlage in der Welt, die Bücher von mir gedruckt haben. In einem Verlage, der mich druckt, fühle ich mich schnell zu Hause. Und da interessieren mich meine literarischen Vettern, oder das literarische Gesinde im Haus, oder die literarischen Penaten.

Rudolf Krämer-Badoni

1. Alle, falls sie die Hartwurst nicht ihrem Zweck entfremden.
2. Keine, da ich zuviel Randglossen hineinschreibe.
3. a) Alle anderen, b) ich.
4. Mir.
5. Keins von den dreien. Solange ein Autor lebt und schreibt, ist „das" Buch noch nicht geschrieben.
6. Verlage haben heutzutage kein deutliches Gesicht mehr. Es kommt also von Fall zu Fall darauf an.

Ferdinand Kriwet

1. Hans G. Helms: „Fa:m' Ahniesgwow", Nachwort Gottfried Michael Koenig, 1959 (M. DuMont Schauberg); Arno Schmidt: „Kaff auch Mare Crisium", 1960 (Stahlberg); Ferdinand Kriwet: „Rotor", Nachwort Konrad Boehmer, 1961 (M. DuMont Schauberg); „Kommentare zur Neuen Musik I" (= eine Auswahl der bisher in den Nummern der „Reihe", Universal-Edition Wien, erschienenen Aufsätze über neue Musik), 1961, DuMont-Dokumente, Texte und Perspektiven; Arno Holz: „Phantasus", 3 Bände, bisher unveröffentlichte Fassung, 1961 (Luchterhand); Kursbücher, Fernsprechbranchenverzeichnisse, Müllers Großes Deutsches Ortsbuch 1961 etc.: Wälzer, Nachschlage- und Handbücher ohne literarische und poetische Ambition; schließlich: weiterwarten aufs Grimm-Wörterbuch (vgl. „DER SPIEGEL", Nr. 20/61); Samuel Beckett: „Wie es ist", 1961

(Fortsetzung Seite 10)

anagrama

MAURICIO KAGEL

Nach Franz Mon, Ferdinand Kriwet und dem Maler Bartels kommt unter diesem Rubrum zum ersten Male ein Komponist zu Wort. Mauricio Kagel schreibt zu seiner Komposition „Anagrama".

in girum imus nocte et consumimur igni
Wir kreisen in der Nacht und werden vom Feuer verzehrt
Nur aus Vokalen und Konsonanten dieses Palindroms des Mittelalters habe ich die Texte geschrieben, die in dem Werk gesprochen und gesungen werden; so entsteht das Anagramm. Deutsch, Französisch, Italienisch und Spanisch sind die vier angewandten Sprachen; Latein kommt nur im Originalsatz vor. Zwischen getreuer Übersetzung und einer künstlichen, durch phonetische Symbole artikulierten Sprache sind noch verschiedene Verwandlungen komponiert; einige werden dem Sinn des Palindroms durch semantische Beziehung entnommen, andere werden aus Wörtern gebildet, die vom Buchstabenmaterial bestimmt sind; oder in Feldern freier Assoziationen wird ein vieldeutiges Verständnis übermittelt. Mehr als kontextuelle Varianten sind diese Verwandlungen autonome Formen, die sich überlagern und gleichzeitig beeinflussen. Sprache und Musik werden hier durch ein Vokabular verbunden, das auf gemeinsame Kategorien und Zusammenhänge weist.
Die Struktur der Sprache kann als Einordnung von Einheiten der visuellen Symbole und akustischen Vorgänge analysiert und beschrieben werden, für die Formungsregeln in syntaktischen Kategorien zusammenhängen. Das Serielle der Sprache ist bereits im Variationsprinzip der Phoneme enthalten. Es liegt auf der Hand, Beziehungen zwischen Mechanik der Sprache und Organisation musikalischer Elemente aufzustellen.
Der amerikanische Linguist Joshua Whatmough hat für die Mechanik der Sprache den Terminus technicus „Glossodynamik" erfunden; er sieht in diesem Bereich zwei wichtige Kräfte in ständiger Wechselwirkung: Variation und Selektion. Variation als Produkt der Bedingungen unter denen die Sprache historisch überliefert wird; während Selektion als Bedingung für ein dynamisches Gleichgewicht der Sprache entsteht. Variation zerstört das System, Selektion wirkt therapeutisch. Dies war entscheidend für die Agglutinations-Mechanik der Phoneme, Grapheme und Morphome des gesprochen-geschriebenen Bereich des „Anagrama": Morphome als n i c h t - klingende Elemente entsprachen den Noten in der musikalischen Schrift.
Mehr als lose Anfügung selbständiger Bildungssilben an die Wortwurzel wirkt die agglutinierende Auffassung als Verbindung verschiedener Vorstellungen. Jede klangliche Vorstellung im Stück enthält gleichzeitig Variation und Selektion, und diese zwei Prinzipien wirken als kausale Erklärungen für die musikalische Formung. Das Wort wird durch Hineinprojizierung musikalischer Denkmethoden gewonnen, und als musikalisches Objekt verliert der Gegenstand „Wort" jene Eigenschaft, der ihn in der allgemeinen Praxis charakterisiert: seine Erkennbarkeit. Möchte man sich durch Wörter verständigen, so ist der Dialog zu bevorzugen; ist aber die Stimme in einen musikalischen Zusammenhang einbezogen, dann ist die Verständlichkeit anderen Vorgängen unterworfen, die eine logische Mitteilung durch natürliche Artikulation nicht immer zulassen. Ist das Wort von seinem — durch den Sprachrhythmus angegebenen Zeitintervall getrennt, so entsteht automatisch eine Denaturierung, die gleichermaßen wichtige und banale, gute und schlechte Texte infiziert. Je anspruchsvoller der literarische Inhalt, um so größer ist der Anspruch auf Verständlichkeit des gesungenen Textes. Man versucht dabei das Gehörte durch das Geschriebene zu identifizieren. (Daher scheint, daß bei Vertonung tendenziöser Literatur — politischer oder besonders poetischer Natur — leichter Mißverständnisse oder Widersprüche zwischen Inhalt und Denaturierung aufzuweisen sind, als in anderen Werken, dessen Inhalt nicht eine mittelbare Untersuchung des gedruckten Programmtextes benötigt.) Während ein Text keine musikalische Sprache a priori definieren kann, ist es möglich Text und Stimmvorgang als Konsequenz musikalischer Prämisse festzusetzen.
Außer genauer und ungenauer Übersetzung des Palindroms wurden andere Methoden für die Textkomposition entwickelt; das resultierende Material zeigte — außer gemeinsamen Buchstaben — keine erkennbare Beziehung zum Palindrom. Voraussetzung zur Gewinnung eines Wortschatzes war die Permutierung der Buchstabenreihe i n g r u m s o c t e ; hierfür habe ich nur Wörterbücher in Taschenausgabe als systematische Quelle hinzugezogen. Das Serielle der Methoden ist vom musikalischen Kompositionsprozeß beeinflußt; in diesem Sinn kann man Lexica als summa summarum aller Permutationssysteme auffassen. Das Alphabet ist hier Grundreihe. Auf deutsch wurden meistens kurze Sätze aus dem gewonnenen Wortmaterial gebildet; einige davon wurden durch Assoziationsketten komponiert, bei anderen Alliterationen oder Pangrammatische Verse angewandt.

Hungrige Neger essen Kunst
Reimes Regung ringt um Ruhe
Muntere Nonnen nisten
Ein Ritter sitzt im Grünen, er summt in seinem Eisen
Torturiertes Neutrum
In Gossen geronnene Zeit (Tseit)

Die Texte, die auf Italienisch, Französisch oder Spanisch geschrieben wurden, sind durch Dialoge, deformierte Sprichwörter und häufige Anwendung von Homonymien gekennzeichnet. Gleich oder ähnlich lautende Wörter von ganz verschiedener Bedeutung und ethymologischer Herkunft, bei gleicher oder abweichender Schreibweise, bilden Homonymien. (Was ich als akustische Übersetzung definiert habe, könnte als spezieller Fall der Homonymie verstanden werden.) Sie sind besonders im Französischen zahlreich. Hinzu kommen: „Diaphoren", das heißt Kombinationen mit den verschiedenen Bedeutungen und Verwendungsarten eines Wortes, Wiederholung mit Abwandlung des Sinnes; Anphibolie, d. h. Doppelsinn, Zwei- oder Mehrdeutigkeit der logischen Aussage eines Satzes; Paronomasie, Zusammenstellung gleichlautender oder ähnlicher Wörter von verschiedener oder entgegengesetzter Bedeutung. Alle diese Formen und Methoden der Wortbehandlung beeinflussen sich meistens gegenseitig.
Die Identifizierung der Wörter durch singende oder sprechende Stimmen ist bei der Aufführung jedoch schwer zu verfolgen, da meistens mehrere Sprachen und Sätze gleichzeitig artikuliert werden. Zum „Verstehen" ist Sprache noch die geeignetste Form der Kommunizierung. Wenigstens bis zu dem Moment, in dem die Menschen sich nur noch durch gesungene Wörter logischen Sinn mitteilten: dann würde man in der Musik auch Gesprochenes verstehen können.

Mauricio Kagel

UMFRAGE

Fortsetzung von Seite 9

(Suhrkamp); Richard Ellmann: „James Joyce", 1961 (Rhein-Verlag); warten auf die Übertragung des Finnegans Wake
2. Amédée oder wie werden wir ihn los — Amédée? allenfalls unbekannt verzogen: aber die Adressen von Michael, Stephan, Gotthard, Markus, Sebastian sind mir geläufig.
3. Die Frage entzieht sich einer objektiven Beurteilung, — und einer subjektiven ist sie schon gar nicht erreichbar: denn was dem einen nur Mosaiksteine, wenn auch notwendige, bedeuten, sind dem andern bereits Wasserschlösser, wasser- und windvoll.
4. Einzig die den avancierten poetischen Produktionen immanente Kritik am Vorhandenen ist notwendig; solche Kritik erweist sich dann auch weniger als eine an den Aktualitäten selbst, sondern als die an deren Gesamtkonzeption.
5. Drei Blindbände unterschiedlichen Formates, deren erster kurzsichtig, deren zweiter weitsichtig ist, deren dritter schließlich nur hinter den Augendeckeln sieht (und nicht etwa nur Sterngeflinker): Lesen, Sehen, Reflexion. Also: lieber noch drei Bücher komponieren, als sein Pensum schon erledigt haben und selbst erledigt zu sein.
6. Sicher nicht die Hausmitteilungen von Bayer-Leverkusen, aber wenn schon: Suhrkamp.

Karl Krolow

1. Keine Erfahrung im Umgang mit Hartwürsten.
2. Viel zu unbequemer Vorgang. Alles bleibt liegen.
3. a) Fast jeder, b) keiner.
4. Denen, die es nicht „genau wissen".
5. Hans Arp: „Worte mit und ohne Anker"; Paul Celan: „Sprachgitter"; Peter Weiss: „Der Schatten des Körpers des Kutschers".
6. Hängt von der Tages- und Jahreszeit ab. Französische Bücher, bei manchen deutschen holt man sich einen Schnupfen.

Hermann Peter Piwitt

1. Alles was recht ist, aber dazu fällt mir zuviel ein — aber immerhin: Bruno Schulz: Die Zimtläden, Höllerer/Corso: Amerikan. Lyrik.
2. Ich hebe grundsätzlich keine Bücher auf.
3. a) Arno Schmidt über Karl May, b) Karl May über Arno Schmidt.
4. Lessing, auf die Kritiker.
5. Céline: D'un Chateau d'autre, Grass: Blechtrommel, Robbe-Grillet: Der Augenzeuge. Aber selbst geschrieben haben? Mann Gottes, nein; da käme man ja überhaupt nicht mehr an die Luft . . .
6. Rowohlt, Suhrkamp, Luchterhand, Conny-Cöll-Verlag, München.

Hans Werner Richter

1. Man kann zwar Autoren als Leberwürste bezeichnen, aber kein Buch mit einer Hartwurst vergleichen. Ginge es um Würste, so würde ich 1961 als das Jahr der weichen Würste bezeichnen.
2. Keines. Da ich Autoren prinzipiell nicht dadurch verletze, daß ich ihre Bücher an Antiquariate verkaufe, und weil immer zu befürchten ist, daß man sich dort selbst wiederfindet.
3. Alle, außer Rudolf Krämer-Badoni; b) keiner, außer Rudolf Krämer-Badoni.
4. Ich kenne zwar viele Kritiker, aber niemanden, dem ich einen noch größeren Einfluß wünsche, als er sowieso schon besitzt, es sei denn, Walter Jens würde sich als Kritiker bezeichnen.
5. Ich möchte kein Buch geschrieben haben, das schon ein anderer geschrieben hat.
6. Aus dem Rowohlt Verlag. Warum? Es gibt dort keinen Modergeruch.

Karl Riha

1. Uwe Johnson „Das dritte Buch über Achim" (hier gelingt der Beweis, daß der moderne Roman nicht, wie alle die Vorwürfe lauten, ein Salto in Artistik sondern offen in die Zeit und zur politischen Aussage fähig ist).
2. Hans Christian Kirsch „Mit Haut und Haar".
3. Auf die Fragen a und b möchte ich nicht antworten: oft genügt eine einzige Gedichtzeile, um schon zuviel geschrieben zu haben, manchmal ist eben eine einzige Gedichtzeile oder sogar ein Roman oder eine Reihe von Romanen zu wenig.
4. Helmut Hartwig vom Diskus.
5. Vielleicht Wolfgang Borchert „Draußen vor der Tür" (obwohl das heißt nach 1945 zurückkehren und mit 26 Jahren sterben), vielleicht Günter Grass „Die Blechtrommel" (obwohl das heißt in den Verruf „pornographischer Schinderei" zu geraten), bestimmt aber Ceram „Götter, Gräber und Gelehrte" oder ein gut gehendes Kochbuch.
6. Hanser-Verlag.

Klaus Roehler

1. Ingeborg Bachmann, Das dreißigste Jahr; Enzensberger, Allerleirauh; Günter Grass, Katz und Maus; Uwe Johnson, Das dritte Buch über Achim
2. Kesten, Mutmaßungen über ein vaterländisches Denkmal; Leonhard, Das Abenteuer der linken Entdeckungen; Sieburg, Alle meine Zwerge
3. a) Grass mit der linken, b) Enzensberger mit der rechten Hand
4. Heinrich von Brentano
5. Unter Pseudonym: Lampedusa, Der Leopard; Nabokov, Lolita; Pasternak, Dr. Schiwago
6. Piper, aber es ist alles gelogen von 1—6

Arno Schmidt

1. Kletts „Synonymenlexikon".
2. Ich verschenke nahezu alle.
3. a) Jeder — nämlich Brotarbeiten, b) jeder — nämlich eigene Bücher.
4. Ich weiß es nicht. — 10 Zeilen Inhaltsangabe; 5 Zeilen ablehnendes, 5 Zeilen zustimmendes Urteil (alles so unscheinbar-solide wie möglich), das wäre, meine geringen Erachtens, die ideale Information des Lesers.
5. Wenden Sie sich an Leute, die nicht selbst schreiben. — Falls Sie meinen sollten, welche Bücher ich schätze, dann ist mir die genannte Zahl zu niedrig — es sind nämlich 5 — und ich werde den Teufel tun, auch nur einen davon zu ärgern, daß ich drei davon auswürfele!)
6. Siehe Heine, „Disputation", letzter Vers.

Wolf Dietrich Schnurre

1. Kenne nur Streichwurst.
2. Keins; denn ich weiß, die Mühe, ein schlechtes Buch zu schreiben, unterscheidet sich in nichts von der Mühe, die aufgewendet werden muß, um ein gutes zustandezubringen; und vor Mühe habe ich immer Respekt — so oder so.
3. Idiotische Frage. Einer kann mit einem Buch schon zuviel geschrieben haben, ein anderer mit zwanzig zu wenig. Und was sagte schon, X schreibt „zu wenig", soll also mehr schreiben. „Viel" und „zu wenig" sind doch Klein-Moritz-Kategorien.
4. Keinen; d. h. es soll bleiben wies ist. Also so, daß die Kritiker für ihre Leitzordner schreiben.
5. „Das Los unserer Stadt", „Eine Rechnung, die nicht aufgeht", „Man sollte dagegen sein" — wenn ich diese drei nicht glücklicherweise schon selber geschrieben hätte.
6. Sie haben noch keine Erfahrung im Buchriechen, sonst wüßten Sie, daß alle Bücher, soweit es sich bei ihnen um eine akzeptable Papiersorte handelt, gleich gut, gleich aufregend riechen.

Otto F. Walter

1. Ich meine halt schon: alle. Sicher zum Beispiel Heissenbüttel
2. Keins, weiß Gott keins
3. Zu viel? zu wenig? Sie meinen: schlecht? Oder: gut?
4. Werner Weber, Günther Busch
5. Ich denke, die genauere Antwort auf diese belustigende Frage würde ich suchen im Umkreis dieser Autoren: Faulkner, Camus, Cayrol, Schnurre, Salinger
6. Eremitenpresse

Peter Weiss

1. Es ist mir gleichgültig, in welchem Jahr ein Buch erscheint. Wertvolle Bücher haben keinen Jahrgang, sind mir zeitlos. Kann nur nennen, was mich während des vergangenen Jahres beeindruckte, ohne Rücksicht auf die Entstehungszeit des Buches: Henry Miller „Nexus"; ein anonymes englisches Buch „The Answer To Life Is No"; Beckett „Wie es ist"; Hans Henny Jahnn „Die Niederschrift des Gustav Anias Horn"; Simone de Beauvoir „Memoirs Of A Dutiful Daughter"; Klaus Mann „Der Wendepunkt"; Robert Motherwell „The Dada Painters And Poets"; Marcel Jean „History Of Surrealist Painting"; Brecht „Flüchtlingsgespräche"; Kafkas „Tagebücher"; Musils „Tagebücher".
2. Alle Bücher, wenn notwendig. Und dann könnte ich sie auch alle wieder zurückkaufen.
3. Ein Autor, der mir lieb ist, kann nie genug schreiben.
4. Ich weiß wenig von Kritikern.
5. Nur meine eigenen.
6. ?

Wolfgang Weyrauch

1. Nelly Sachs „Fahrt ins Staublose" (Überwindung der Gewalt durch Gewaltlosigkeit); Witold Gombrovicz „Tagebücher" (Überwindung des Individiums durch die Suche danach); „Lyrik aus dieser Zeit", herausgegeben von Leonhard und Schwedhelm (Überwindung der Einsamkeit durch Kommunikation mit dem Einsamen).
2. Was haben Sie gegen Vorstädte? Auf den Müll gehören die Bücher derer, welche die Geschäfte der Machthaber besorgen.
3. a) Günter Grass (kann mehr, als er schreibt, b) Helmut Heissenbüttel (kann mehr, als er schreibt).
4. Lessing; und also Kesten und Schonauer (weil sie pragmatisch sind).
5. Anna Seghers „Das 7. Kreuz" (Sprache als Mitteilung); Nadeau „Omnibus" (Sprache als Übung); Arno Schmidt „Schwarze Spiegel" (Sprache als Messer).
6. Manesse (Literatur der tragischen Welt), Diogenes (Literatur der komischen Welt).

Gabriele Wohmann

1. Da ich fast nur solche Bücher lese, die ich von vorneherein für dauerhaft halte, müßte ich hier mit einer langen Liste antworten. Deshalb nur drei Titel: Emanuel Frynta/Jan Lukas, Franz Kafka lebte in Prag; Flannery O'Connor, Ein Kreis im Feuer; Richard Ellman, James Joyce.
2. Ein Weihnachtsgeschenk: „Die Habsburger". (Außerdem vernichte ich regelmäßig ältere Bücher, zuletzt F. W. Hymen, Vom Sinn des Soldatentodes.)
3. Wie viel ein Autor produziert, soll seine Sache bleiben.
4. Georg Hensel, Walter Helmut Fritz.
5. Gar keine — die andern schreiben ihre Bücher, ich schreibe meine.
6. Ich mache bei keinem Verlagssnobismus mit. Die sogenannten angesehenen Verlage enttäuschen fast ebenso oft, wie die kleinen angenehm überraschen.

KARL RIHA

GREGOR GREGOR

„Du kannst jetzt gehen“ sagt er und hat mir den Rücken zugekehrt, die andere Hälfte seines Körpers ohne Gesicht: aber seinen Mund möchte ich sehen: seine Lippen (wenn er über das grüne Feld verbissen dem Lederball nachrennt): was hat er gesagt (?) — ich höre einfach nicht hin: ich tue so als hätte ich ihn nie nicht gehört, fingre etwas an meinen Händen herum, kuschle mich in meinen Stuhl und ziehe die Beine unters Kinn und lächle vor mich: „Jetzt kannst du gehen“ sagt er / Ich bin gerade bei anderen Dingen (bei dem Tanz seiner Füße zum Beispiel, wenn er auf die Flügel ausweicht, bei jenem kurzen offenen Schrei, den er ausstößt, wenn er einen Gegner auf sich locken will oder aus der Drehung einen Schuß auf das Tor knallt): mir ist ein Fingernagel abgebrochen (schau her), nur am kleinen Finger, es tut nicht weh (au) und hindert auch nicht beim Sprechen „Willst du Kaffee?“: was hat er gesagt (?): Er steht vor dem Fenster, seine Schultern, der Nacken, der Ansatz des Halses, sein Kopf und das durcheinandergebrachte Haar heben sich gegen den Anbruch des Morgens ab: Draußen regnet es. Der Regen kommt in ganz feinen / seidigen Strichen, man nimmt ihn kaum wahr solange er in der Luft ist und bemerkt ihn erst als Glanz auf der Rinde der Bäume auf dem Pflaster der Straße auf den Eisenbahnschienen wo sie blank gefahren sind oder als Ritzer auf den Glasscheiben vor meinen Augen: „Gregor?“: — ich gehe ja gleich, er soll mich nicht mahnen: und ich bin schon unterwegs, im Treppenhaus, dann in der Stadt, die mir fremd ist. Ein nasser, harter Wind stemmt sich mir ins Gesicht (der Rasen ist glatt, die bunten Trikots kleben den Spielern im Rücken fest): „Wo ist gleich mein Mantel?“: jetzt schiebe ich den Stuhl, auf dem ich saß, die Arme um die Beine geschlungen, sanft mit den Kniekehlen hinter mich: der Teppich verschluckt meine Schritte: Draußen regnet es. Die Kastanien vor dem Haus haben fast alle Blätter verloren: „Wie spät hast du's?“: die Wohnungen über und unter uns werden wach / eine Uhr schlägt / jemand hat das Radio angestellt / und Türen gehen (in was für einem Roman-Roman oder was für einem Kino bin ich?): man sieht noch nicht weit: auf die Straße hinunter, über den Lattenzaun weg, der ihr entlangläuft, auf die Gleiskörper hinüber (drei Schienenstränge, dahinter ein Radfahrweg, dahinter wahrscheinlich Schrebergärten, dann Wohnblöcke — das sind erst weiße oder vielmehr graue Flecke) (die Bäume vor dem Zaun werden von den Masten der Oberleitung überragt): „Ist es ein angenehmes Haus, in dem du wohnst?“ frage ich: „Was weiß ich“ antwortet Gregor, er kenne niemand darin, nicht einmal an eines der Namensschilder an den Etagenwohnungen könne er sich im Augenblick erinnern: die Beschriftungen seien sich zu gleich: Nickel oder Nicklisch oder Nischlik heiße jemand, vielleicht im zweiten / dritten Stock: „Gehst du jetzt endlich?“ „Mach kein Theater!“ (Und ich gehe: schlüpfe in die Schuhe, kämme mich ohne Spiegel und ohne Kamm, nehme meinen Koffer und meinen Mantel: reiße mein Gesicht zusammen: „Du hast eine schreckliche Nase“: und zwinkere.) (Ich halte mir den Handteller als Spiegel vor und schäkere mit meinem Zeigefinger: ich erkundige mich nach dem augenblicklichen Aufenthaltsort meines Mantels, meines Koffers, meines Kopftuches, meiner Schuhe und Handschuhe.) (Oder: ich sitze weiterhin in meinem Stuhl und tue so als ob ich schliefe: durch den Spalt des rechten Auges beobachte ich Gregor: stillstehend, verschnaufend vom Lauf, dem Flug des Balles nachblickend: lauernd auf eine Vorlage, einen Steilpaß, den Gegner durch eine vorgetäuschte Erschöpfung narrend.) Das Treppenhaus ist dunkel: ich taste mich abwärts: im ersten Stock öffnet sich eine Tür zum Flur (die Treppe hat eine Wende): Musik und Licht schlagen heraus, die Stimme eines Radiosprechers („es ist soeben fünf Uhr siebenundvierzig“) begleitet von einer weiblichen Stimme: ein Mann begrüßt mich und entschuldigt sich, daß er im Schlafanzug sei: er wolle sich nur eben die Zeitung holen, es wäre Montag, er lese den Sport vor dem Frühstück, bevor er zur Arbeit gehe: „Suchen sie jemand?“

Gregor steht wieder im Fenster: Draußen wird es lichter, ruckweis, einige Minuten vielleicht einige Sekunden: Gregors Bild ist fleischiger geworden: man sieht jetzt auch das linke Auge, das zuvor im Schatten seines Profils lag, den Strich des Mundes, der im Dunkel der Wange verläuft, das unregelmäßige Zucken der Wimper, — verschiedene Möbelstücke im Zimmer: einen Tisch, zwei Stühle / mit dem, auf welchem ich sitze, insgesamt drei / das Bett, einen Schrank, auf dessen oberstem Sims ein Stapel Bücher lagert: ich unterscheide einen roten und blauen von einem grünen und einem aufgerissenen Rücken: „Mich friert!“: „Wirf mir meinen Mantel über!“ sage ich. „In Florida wo mag's wärmer sein“ antwortet Gregor „man müßte der Erde einen Rempler geben können: laß dir Flügel wachsen und träum: tintenblaues Meer, wie es die Postkarten zeigen: Brotbaumsand: man aalt sich unter der Sonne.“ „Wann geht dein Zug?“ Ich frage den Mann im Treppenhaus nach einer Frau Eger: ob die hier wohnt: (das war der Mädchenname meiner Mutter) (oder das ist ein plötzlicher Einfall, der mir gerade kommt) (oder es ist ein Name aus einem Buch, das ich unlängst gelesen habe): ich buchstabiere E / G / E / R: Gregor werde ich vom Bahnhof aus im Geschäft noch einmal anrufen: Ich nehme seine Hand und schreibe auf ihren Rücken mit meinem Zeigefinger die Zahlen: sieben / sieben / acht(?) / fünf(?) / zwei (?) / eins: „Ich hätte gern Herrn Gregor gesprochen.“ Der Teppich auf dem Fußboden des Zimmers ist ein zertretenes Muster aus Blumen und Vögeln in bunten Farbtupfen und dazwischen gestreuten fast quadratischen Fischen: ich räkle mich in meinem Stuhl, strecke die Arme gegen die Decke, daß sich die Ellbogengelenke durchbiegen: ich drücke das Kreuz durch und hocke mich auf die Knie: das war am vergangenen Samstag, daß ich mit Gregor telephonierte: ich erkannte ihn noch an seiner Stimme, die ein Jahr gealtert war: er zeigte sich, was die Muschel an meinem Ohr hergab, wenig überrascht, als ich mich nannte und sagte, daß ich morgen Sonntag — das war gestern Sonntag — auf der Durchreise in seiner Stadt sein werde: „Hier ist Gitta!“ Gregor erkundigte sich, von wo ich anrufe: ich meinte, das sei unwichtig: er mahnte mich, ich solle deutlicher sprechen und die Zähne auseinander nehmen: „Das alte Augenübel“ erwiderte ich und „ich wollte dir schon sehr oft einmal schreiben, aber . . .“: „Rede nur weiter!“ unterbrach mich Gregor: Ich erzählte, daß ich morgen Sonntag für ein paar Stunden oder mehr auf der Durchreise in seiner Stadt sein werde: „Einander sehen kann nichts zerbrechen“: „Wann käme also dein Zug?“ wollte Gregor wissen: ich schaute nach: „Dreiviertel drei, drei, warte mal, genauer: zwei Uhr, vierzehn Uhr sieben/achtund/neunundvierzig“: aber diese Nachmittagszeit paßte ihm schlecht, wie ich hätte vermuten sollen: und ich fragte ihn: „Spielst du immer noch Fußball?“

„Du gehst jetzt!“ sagt Gregor und erklärt (einen Silberbleistift überm Ohr, in dem hübschen blauen Anzug eines Reisebüros, Auskünfte ertheilend, Eisenbahnanschlüsse, Flug- und Schiffsreisen vermittelnd): „Den Weg zum Bahnhof findest du leicht allein: du läufst, wenn du das Haus verlassen hast, die Straße nach links hinunter, soweit du sie hier vom Fenster aus einsehen kannst, wenn du dein Gesicht an die Scheiben preßt: nimmst dann rechter Hand die erste Abzweigung und kommst an eine Kreuzung, die du überquerst: (der andere Weg und mein Weg und mein Weg jeden Tag ist schwieriger zu erklären, — man müßte eine Skizze machen, das Glas des Fensters behauchen, in dem weißen Schatten des Atems, der die Form eines zerflatternden Kreises annimmt, ein Stück Stadtplan mit den Linien verschiedener Straßen ausfahren oder: die Finger auf die Tischplatte stellen, den Daumen als Markierungspunkt für ein auffallendes Gebäude): dann halte dich halblinker Hand bis zu einem Viadukt oder einer Kirche oder einer Schule: von dort mußt du dich eben zur Elektrischen durchfragen, verstehst du?“ Ich nicke / habe genickt und bedeute mit einem Seitenblick: „Was macht dein Fuß?“: denn als Gregor mich gestern vom Zug abholte — es war inzwischen dunkel und sechs Uhr geworden — humpelte er etwas und hob von weitem den rechten Arm und winkte: (aber der Schiedsrichter unterbrach das Spiel nicht und wartete zu, bis die ersten Rufe aus den Rängen laut wurden und der Ball über eine Aus-Linie gerollt war): die Lokomotiven pfiffen. Gregor redet immer weiter: „Du kannst mit der Zwölf und mit der Sieben fahren — wann und wo du umzusteigen hast, sagt dir jeder Schaffner.“ Sein Knöchel war stark angeschwollen und steif, er hatte den Schuh geöffnet und den Senkel über der Lasche nur zu einer losen Schleife gebunden, die sich immer wieder öffnete: ich bückte mich: er blieb, während ich mit dem Koffer weiterging, manchmal stehen und zog das Bein vor seine Brust: Ich verlasse also jetzt / jetzt also sein Zimmer, laufe auf Strümpfen und Zehenspitzen durch das Treppenhaus: ein Mann im Schlafanzug („mit dem Namen Eger kenne ich niemand hier im Viertel“) schließt mir den verschlossenen Ausgang auf: „Ihr Haar wird naß werden — haben Sie keinen Schirm bei sich?“: bin ich erst auf der Straße, will ich mich, soweit ich sie hier vom Fenster aus einsehen kann, nach links halten. Ich lege meine Stirn an das kalte Glas der Scheiben: mein Atem wirft einen Schatten, der wächst und schrumpft und wächst und schrumpft: Draußen regnet es in feinen Strichen. „Du biegst rechts ab und triffst auf eine Kreuzung“ höre ich Gregor sagen: ich überquere die Kreuzung und mache keine Szene: er hätte gern noch eine Stunde geschlafen. Unter dem Viadukt, unter dem Portal der Kirche kann ich mich vielleicht ein paar Minuten gegen den Regen schützen, den Koffer absetzen, den Krampf aus meiner Hand schütteln: und warten, bis jemand kommt, der mir den weiteren Weg zeigt: Ab und zu treibt ein Windstoß einen Tropfen Regen aus seinem Fall noch mehr in die Schräge und als eine Ritzspur an das Fenster. Im äußersten Blickfeld meines rechten Auges taucht ein schwarzer Punkt auf: ein Mann ist es, der sich nähert: sein Gang ist leicht nach vorn geneigt: er weicht den Pfützen aus, die sich auf dem Gehsteig gebildet haben, — er hält schützend eine Aktentasche über seinen Kopf: das Leder glänzt: (er tritt von einem auf den anderen kalten Fuß und schreit von seinem Stehplatz aus „Tor“ oder „Schieber“ in das grüne Rasenviereck hinunter: Rauchfahnen von Zigaretten ziehen über die Ränge). In der Nähe sei eine Fabrik und die Arbeiter seien eine Stunde vor den Angestellten auf den Socken, erfahre ich von Gregor: „Man sieht keinen einzigen Vogel in der Luft oder in den Kastanien“ unterhalte ich mich mit mir selbst: Die Häuser hinter den Schrebergärten sind wieder ein Stückchen heller geworden: man könnte sie als Uhr nehmen: „Wo schlafen die Tauben in der Nacht?“ frage ich (nur so): „Wo die Ameisen?“ antwortet Gregor: „ob Fische Regen mögen?“ (lacht): „der Mann im Mond hat sich ein Bein gebrochen!“ (lacht) Plötzlich müssen wir uns über den Unterschied zwischen unseren Daumen und unseren Zeigefingern erheitern: wir erzählen uns die Geschichte von Gitta, die zu Gregor kam (nachdem sie sich ein Jahr lang nicht gesehen und auch nicht geschrieben hatten: den Telephonhörer aushängend spreche ich in die Muschel unter meinem Mund: „Ich wollte dir lang schon einen Brief schicken, aber stets sprang etwas dazwischen“): „Kam einmal ein Neger an den Nordpol / kam einmal ein Eskimo an den Äquator (der Neger war ein Schotte / der Eskimo war ein Ire)“: „Frierst du?“ Mir ist kalt: mich fröstelt: mein Haar wird naß, eine lange nasse Strähne Haar hängt mir in die Stirn: das rauhe geriffelte Leder des Koffers reibt an der Wade eines meiner Beine: das Gewicht hängt schwer in meinem Arm und knickt meinen Körper in der rechten Hüfte ab: Jetzt sind Schritte hinter mir, in meinem Rücken: springende, hüpfende, den Pfützen ausweichende Schritte: Die Straße glänzt: die kahlen Kastanien sind aus matten Silber, in den Schrebergärten stehen bunte Hütten: ein dünner Streif Nebel hat sich über den Bahnkörper gelagert: die Schienen rosten unhörbar. Die Schritte erreichen und überholen mich: die Schuhe des Mannes (vermutlich auch meine Schuhe aus schmuckem Sämisch) hinterlassen bei jedem Tritt über das feuchte Pflaster die rasch zerfließende Riffelung der Gummisohlen: gezackte Linien, die sich zu Sternen zusammenstellen ließen, wenn. Auf der Glasscheibe des Fensters hat mein Atem die Form eines zerflatternden Kreises aus Hauch: Der Mantel reicht dem Mann bis in die Kniekehlen: links oben wird er etwas unter die Achsel gezerrt: über der linken Schulter winkelt sich der Arm und hält eine Aktentasche über den bloßen Kopf: der nach außen gestemmte Ellbogen ist durchnäßt: / Ich rufe leis: meine Stimme hat ihn erreicht / erreicht ihn wohl kaum: er wendet sich um, den Gehsteig nach außen auf den Bordstein tretend: „Verzeihen sie — ich bin fremd hier“ nähere ich mich. Der Mann im Treppenhaus entschuldigt sich, daß er im Morgenmantel sei (die Montagszeitung zu holen), und trägt mir den Koffer den Rest der Stiege hinunter: er rasselt, dazu pfeifend, mit dem Schlüsselbund: wir kommen ins Gespräch. Gregor verläßt seinen Platz am Fenster, jetzt beugt er sich über den Tisch, setzt seinen Daumen, seinen Zeige- und seinen Mittelfinger auf die Platte, das Stück Weg zur nächsten Straßenbahnhaltestelle markierend (den Verlauf des gestrigen Spieles erklärend: „Da hatte ich mit einer Steilvorlage die ganze Hintermannschaft des Gegners überrannt und war miteins allein vor dem Tor und trat, als ich zum Schuß ansetzte und die Ränge schrien, unter den Ball in den Rasen“): Der Mann auf der Straße wiegt das Gewicht meines Koffers in seiner Hand und fragt nach dem Inhalt: „Verreisen?“: im Profil erinnert er mich an jemand, den ich noch nicht kenne: ich denke daran, daß er sagen möchte „Dir geht's gut, weiß der Teufel!“: und ich antworte: „Was soll schon drin sein (?) — Sommerkleider und Backsteine: zwölf Paar Schuh mit kalten Füßen.“ „Ich habe eine Tante in Venezuela und einen Onkel in Mexiko“ fahre ich fort: er meint, das sei weit weg: und ich erwidere: „Ein Sprung übers Meer.“

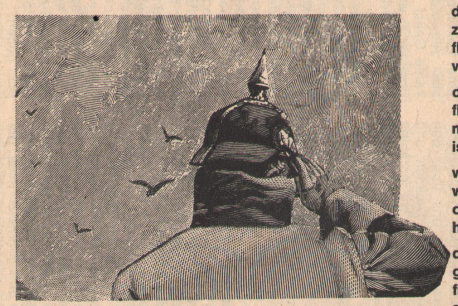
Draußen regnet es unhörbar: der Mann auf der Straße ist jetzt nur noch ein dunkler Punkt in meinem linken Auge: schwankend auf seinem Fahrrad, die Aktentasche in den Gepäckträger geklemmt, entfernt er sich hinter den Rahmen des Fensters: Lachend: ulkig mit einem Fuß dauernd in eine Grube geratend oder: seinen Mund in die Winkel verziehend, wenn er den ganzen Körper mit einer raschen plötzlichen Bewegung über das steife rechte Bein kippen

mußte: war Gregor gestern Sonntag, als er mich vom Zug abholen kam, neben mir her gehumpelt: er redete über seinen Unfall beim Sport und seine Anstellung bei einer Reisevermittlung, über seinen guten Kopf für Kursbücher, seine blaue Uniform und das weinrote Dreß seiner Mannschaft mit der Nummer elf im Rücken: darüber, daß man vorhabe, ihn aufzubauen: Auf dem Platz vor dem Bahnhof beobachtete ich vereinzelte Tauben, die an dünnen Fäden unter bunten Kugeln aus Luft niederschaukelten zwischen uns: beim Aufsetzen schockerten sie mit ihren Flügeln, kippten vornüber / als / seien / sie / aus / Holz / oder / Glas / auf ihre Schnäbel oder rückwärts auf ihre gefächerten Schwänze: sie stelzten und hinterließen im Staub des Bodens die Zeichnungen und Spuren ihrer kurzen Tritte als Dreiecke aus dünnem Draht. Draußen und unten auf der Straße werden Geräusche laut: unregelmäßige, springende, den Pfützen auf dem Gehsteig ausweichende Schritte: Stimmen unverständlich: laut wird das Quietschen eines Fahrrads: das sich rasch nähernde Pochen von Metallrädern auf Metallschienen über Schwellen aus Holz oder Metall: in Schotter gebettet: sichtbar: im dunklen Fenster die funkensprühende Schleifspur des federnden Gleitbügels einer Lokomotive an der Oberleitung: langsam, sich zögernd nacheinander enthüllend: das kahle Geäst der Kastanien, dahinter Masten, dahinter in weiterer Entfernung die Flecke von Häusern: hörbar: das Herabfallen eines Signalarmes: das leisere Geräusch von gerillten Gummireifen oder Schuhen auf nassem Pflaster: eine Stimme, die sagt: „Entschuldigen sie — ich bin fremd hier!“: sichtbar: jemand, der einem Mädchen den Koffer abnimmt: (sichtbar dagegen von der Straße unten, aus dem vorbeifahrenden Zug: jemand, der in einem erleuchteten Fenster steht, das Gesicht halb verdeckt durch den Schatten des Atems auf der Glasscheibe: Gitta: Tauben suchend wo keine sind: in den Kastanien: in den Schrebergärten drüben: fliegend / zurückgewandt in das Zimmer fragend: „Ist es ein angenehmes Haus, in dem du wohnst?“) Gregor Gregor schläft. Regelmäßig hebt und senkt und hebt und senkt sich seine Brust: wo der Arm von der Couch zu Boden fällt, knickt sich die Hand im Gelenk und verdeckt einen Fisch aus dem Muster des Teppichs: In einigen Minuten / gleich wird er aufwachen: sich räkeln und ins Fenster stellen, während ich mich in meinen Stuhl kuschle: und er wird sagen: „Du kannst jetzt gehen!“ / sagt er und hat mir den Rücken zugekehrt, die andere Hälfte seines Körpers ohne Gesicht.

moritat

roul tranchirer

der feiertag des schutzmanns



dies ist des schutzmanns großer feiertag
die nacht war schwarz im bett die nacht doch will
der morgen kommen morgens im april
und auch die frau mit brot und mit belag

kommt mit dem morgen kommt mit brot um neun
mit kommt um neun mit brot und durch die tür
mit riegel rost mit schlüssel loch und hier
mit brot hereingeweht mit bein vor bein

wer da ruft darauf unter seinen decken
und stößt die decken fort um neun der schutzmann
ach lieber mann ich bins mit brot und käse
neun schlägt die uhr der schutzmann läßt sichs schmecken

das dicke kind schaut zu in seinem kittel
in seinem kittel sitzend schaut das kind
der schutzmann nimmt die backen voll geschwind
das dicke kind bekommt ein abführmittel

der schutzmann holt vom stuhl die große hose
den blauen rock und vom abort den schlüssel
hört hart den löffel schöpfen in der schüssel
riecht aus der küche den geruch der soße

sieht kraut und kraut sieht dick das kind und dick
gesäß der frau hört schlucken kind das kriecht
des dicken kindes welches milch und riecht
geruch von kraut im nächsten augenblick

sieht kraut der schutzmann riecht geruch von kraut
geruch vom dicken kinde scharf und hört
vom schlagen eins bis elf der uhr gestört
geräusch der küche welches ihm vertraut

geräusch von uhr und küche kind und übel
von schutzmanns eigener person die durt
die hose öffnet und der hose gurt
und ächzend drückt sich in des morgens kübel

o vogel schwarz und übern rand geschoben
um elf gehockt auf holz gebeugt im rücken
das kreuz gekrümmt das tut ihm weh vom bücken
die sonne sticht die wolken ziehen oben

vom nagel zeitung reißt papier am ende
der schutzmann raschelnd rasch von seinem platze
erst hockend krumm und dann mit einem satze
hinauf auf beide beine daß er stände

und auf die türe blut im schuh mit knarren
die türe auf die öffnet sich tatsächlich
und deckel zu und türe auf gemächlich
dort aus der küche kommt des löffels scharren

und kommt des löffels kratzen und das schaben
des löffels knirschen und des löffels klirren
des löffels klappern zwischen den geschirren
der schutzmann hörts und will die mahlzeit haben

da hüpft mit rotem fleisch in roten händen
zopf schürz im wind im haus in händen hausfrau
fleisch fleischig winkend und vertraulich mausgrau
vom tisch zum herd die frau mit runden lenden

dort wirft sie zischend spritzt das fett zum backen
fleisch in die pfanne wirft es klatschend heftig
nimmt salz und pfeffer majoran was kräftig
ist im geruch und zwiebel kurz zu hacken

wirft alles mit geschwindigkeit in eile
wirft alles in der pfanne große grube
der schutzmann ungeduldig in der stube
hört fleisch im fett und hört nach einer weile

der frau gesang ach braten guter braten
gemüse liebes kraut ach runde rüben
fleisch hüben schöne grüne suppe drüben
seid durch und durch und seid mir gut geraten

wann seid ihr fertig seht doch die probleme
der schutzmann wartet mit der serviette
mit schwarzem bart darauf daß er euch hätte
im mund im magen seiner absicht schäme

gemüs sich fleisch sich suppe sich und runde
kohlrübe sich was länger als gewöhnlich
im topf sich aufhält weil das so bequemlich
mein mann der schutzmann wartet mit dem munde

mein mann der schutzmann welcher riecht und hört
geruch geräusch der küche welcher fühlt
gefühl des hungers der im magen wühlt
wie dutch verzögerung er schon empört

an diesem mittag sitzt mit dem gesäße
im stuhl die finger um des stuhles stützen
der tisch steht dick und stumm die löffel blitzen
der schutzmann sitzt in seiner ganzen größe

des rumpfes starker umfang dessen haltung
gesichtes ernst und ausdruck bartes würde
cigarre schwarz die er zum munde führte
der schutzmann hat den körper in verwaltung

und hebt aus seiner tasche tief die uhr
und schnappt sie auf und sagt nun ist es halb
und dreht am knopf der himmel weich und falb
und denkt wo bleibt denn heut die mahlzeit nur

wo bleiben braten suppe wo die würze
gemüs und kraut kartoffelmus und bier
da kommt halb zwölf die frau schon aus der tür
mit dem tablett halb zwölf und mit der schürze

was auf dem teller lag gar und gesund
was da gebraten war scharf um halb zwölf
was auf den gabeln stak so heiß um zwölf
was um halb eins schon drinnen war im mund

das war so glaube ich um eins verdaut
dreiviertel eins schlug er sich auf den leib
der himmel wolkenlos um eins und da
zog er die hose hoch und schnaufte laut

und tritt ins haus ein uhr die uhr und müde
und eins die uhr die frau wünscht gute ruh
am kanapee die augen nunmehr zu
schläft tief der schutzmann und des schlafes friede

verbreitet in der stube seinen ganzen
und schönen schein zuerst bis allerdings
kommt an die frau mit dem kaffee von links
so daß am kanapee sie wehn die fransen

kommt durch die türe durch der türe rahmen
in ihren patschen frau in seinen kind
herum um tisch und tassen nun beginnt
mit frau und kind die durch die türe kamen

die zeit des kaffees und die zeit der torte
und alles was erreichbar ist und nah
und in der nähe was das auge sah
kommt in den mund des schutzmanns ohne worte

und ach die hand um vier gehoben hand
mit fingern nun die hand und in das runde
der pfeife stopft tabak aus gutem grunde
der schutzmann dessen säbel an der wand

und auf um vier gesprungen auf vom tisch
um vier vom tisch der schutzmann und um vier
der schutzmann mit dem säbel vor der tür
die sonne fällt ins faß der wind bläst frisch

dann kommen an von männern füße braun
schnell unter hut und schirm daher im wind
um vier [illegible] wind der schutzmann denkt sie sind
aus dies[illegible]ort und ihne[illegible]ist zu traun

der lehrer brekel kommt und nach dem lehrer
in seinem bratenrock kommt amtmann krause
danach und später kommt nach kurzer pause
mit großem schritte hopf der essenkehrer

der schutzmann führt die hand zum helm es kommt
die unterhaltung auf an diesem tage
und eine antwort hat auf jede frage
der schutzmann heute ungeheuer prompt

die welt sagt er ist doch im allgemeinen
die welt ist sagt der schutzmann in der regel
im großen und im ganzen lehrer bregel
ist doch in ordnung sagt er will es scheinen

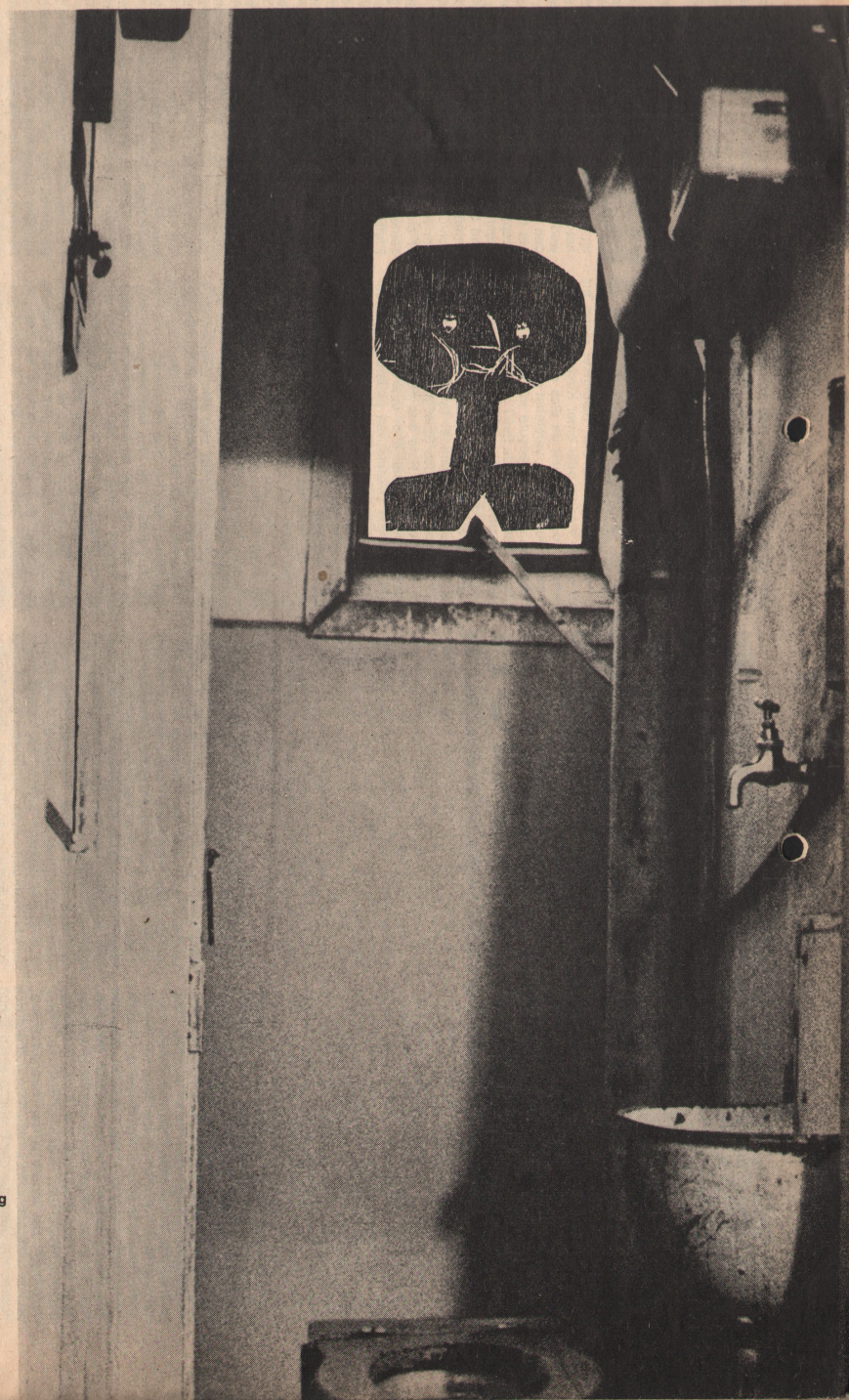
die obrigkeit und deutet in die höhe
und die natur am sonntag und die ehre
und die moral mein herr wenn die nicht wäre
doch kurz und gut und außerdem ich sehe

wir sind im grunde einig viele grüße
und weiter guten tag mit kind und kegel
so ist die welt herr krause hopf und bregel
am horizont verschwinden hut und füße

im gram[illegible]phon kracht [illegible] die blasmusik
und heil die hand kracht auf des kinds gebläutem
und rundem hinterteil die glocken läuten
der tag geht fort und kehrt nicht mehr zurück

es kommt die nacht mit stock und hut und tasche
kommt um die ecke und vom turm die zwiebel
schlägt eins zwei drei vier fünf und sechs penibel
der schutzmann horcht das kind ruft nach der flasche

um sechs um sieben kommt sie an die nacht
und mit der schüssel in der küche lärmt
des schutzmanns frau zum nachtmahl aufgewärmt
vom mittag kraut und braten um halb acht

die tür geht auf und dort mit vollem topfe
dort in der türe die vom haus zum garten
wo mit der gabel schon die hände warten
kommt brav die frau vom herd mit ihrem zopfe

der schutzmann schmatzt um acht beim achten schlag
der turmuhr kratzt er kopf und rumpf und geht
am hosenträger rückend geht und seht
dies war des schutzmanns großer feiertag